



Abstich eines Hochofens in Königshütte
Gemälde von A. Dressel

Gleisliche Chronik



REDAKTION: B. CLEMENZ



Wartha
(S. 511)

Abstich eines Hochofens in der Königshütte

Zu unserer farbigen Beilage Nr. 39

Ein fast beängstigender Hauber erfasst denjenigen, der zum ersten Male der oberschlesischen Industriegegend zur Nachtzeit einen Besuch abstattet. Im Nachtdunkel erscheint der ganze Bezirk als eine einzige, großmächtige, wunderbar illuminierte Stadt. Zunächst lenken die weißglühenden und alle andern Lichter überstrahlenden elektrischen Bogenlampen den Blick auf sich. Sodann fesselt der hier und dort am Horizont plötzlich aufflammende hellrote Schein von Feuergerben unsere Aufmerksamkeit, der nach jedem Abstich am Hochofen, wenn die flüssigen Erze herausfließen, den ganzen Umkreis goldig überflutet. Und in demselben Augenblicke wendet sich auch wieder das Auge einem andern Lichtschauspiele zu, wenn nämlich aus einem Hochofen plötzlich das Suffeuer haushoch hervorbricht. Aus dem durchbrochenen Dache des Stahlwertes dagegen brechen gewaltige, dunkle, buntfarbige Qualmassen hervor und entfliehen rasch, um einem mächtigen Funkenregen Platz zu machen. Und blickt man zum nachtdunklen Himmel auf, so wähnt man, ringsherum von großen Bränden umgeben zu sein. Das bewirken die hochflammenden Feuer, die gleich mächtigen Fadeln den Schloten der zahlreichen Koksöfen des Umkreises entströmen. Den Raum zwischen den großen Lichtquellen aber füllen die Gebäudemassen mit ihren unzähligen Lichtern und Lichtlein aus. Und das Ganze ist von einem mehrfachen Lichtkranz der Glühlampen der elektrischen Straßenbahn umrahmt, die den ganzen Bezirk umkreist. Und endlich dazu das Schnaufen, Zischen, Säusen und Pfeifen der unzähligen rastlos tätigen Dampfmaschinen der verschiedenen Anlagen und das Hämmern und Dröhnen, das metallische Rasseln und Klappern in den Werfstätten und Schmieden, wahrlich:

Wer dies gehört und dies geschaut,
In dessen Brust der Wunsch wird laut:
Schlotenrauch und Hüttenbrand,
Schwarze Rittel, ruß'ge Hand,
Mögen diese bleiben die
Lang' dein Stolz und deine Bier,
Oberschlesien, gesegnet Land,
Oft geschmähert und viel verkannt!

Großartig aber auch ist das Bild, das sich demjenigen vor Augen entrollt, der zumal bei Nachtdunkel die Hauptstätte oberschlesischer Industrietätigkeit und Arbeitskraft besucht. Und gewiß hatte es auch den Künstler des Bildes, dem diese erläuternden Zeilen gelten, den Landschaftsmaler und Illustrator August Dreffel, — Schüler der Kunstakademie in Berlin und besonders des Professors E. Bracht — als er auf seiner Studienreise durch Deutschland auch der Königshütte einen Besuch abstattete und hier einem Abstich am Hochofen beiwohnte, so mächtig gepackt, daß er nicht umhin konnte, das interessante Schauspiel mit seiner Kunst festzuhalten. Und die magisch wirkende Lichtstimmung, die es ihm angetan, er hat sie getreu wiedergegeben.

Doch dürfte nicht dies allein dem Künstler den Pinsel in die Hand gedrückt haben, offenbar lag es auch in seiner Absicht, durch das Bild die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Hochinteressante des ganzen Vorganges der Eisenerzeugung einerseits, andererseits auf die hohe industrielle Bedeutung der Königshütte zu lenken. Darum glaube ich recht zu tun, wenn ich nunmehr den Leser im Geiste auch nach der Königshütte führe und dieser beiden Punkte noch insbesondere mit einigen Worten gedenke.

Schon der äußere Anblick des Eisenhüttenwertes erregt im Beschauer die Vorstellung einer großartigen Stätte menschlicher Tätigkeit. Ein ganzer Wald von hohen und niedrigen Schornsteinen, dicke Rauch- und

Dampfwolken in tiefen und kurzen Atemzügen stetig hervorstößend, ragt über der Masse dunkler Gebäude empor, unter denen die rauchenden Hochofen als gewaltige Riesen in ernster Ruhe über das geschäftige Treiben des weiten Hüttenplatzes hinwegsehen. Und betreten wir letzteren, der ringsherum mit einer hohen Mauer umschlossen ist, um Unbefugten den Eintritt zu verwehren, so fallen uns zunächst die aufgeschichteten Massen von Roheisen, Eisenbahnschienen und anderem Eisenzeug, die überall umherliegen, auf. Sodann lenken unsere Aufmerksamkeit die die Anlage auf einer Seite begrenzenden rotfeutigen und schwarzqualmenden Koksöfen und der zwischen den russigen Gebäuden hier am Boden sich wälzende und nur langsam in die Höb' sich erhebende ewige, dicke Kohlenrauch auf sich. Wir dürfen hier nicht stehen bleiben. Man huldigt hier allgemein der Devise: Zeit ist Geld! und so heißt's, bald rechts, bald links ausweichen und überall die Augen haben, will man nicht überannt werden. Ein unentwirrbares Eisenbahnschienennetz bedeckt den Platz, und Wagen, groß und klein, mit Rohmaterial oder Roheisengut beladen, durch Dampf oder Menschenkraft bewegt, eilen ununterbrochen hin und her.

Wir lenken nun unsere Schritte den Hochofen zu, in denen die Verhüttung der Erze erfolgt, die in der Nähe der Verbrauchsstelle auf dem Erzlagerplatz in Fächern aufgestapelt sind. Es lagern hier nämlich verschiedene Erzarten, denn die Hüttenwerke verwenden nicht ein einzelnes Erz, sondern vermischen oder „gattieren“ die verschiedenen Erze miteinander. Die Hochofen gehören zu der Gattung der Schachtöfen, 20 bis 25 Meter hoch, 5 bis 6,5 Meter breit, mit einem Rauminhalt von 500 bis 600 Kubikmeter, deren charakteristisches Merkmal ist, daß in ihnen Schmelz- und Brennmateriale in unmittelbare Berührung kommen.

Der Hauptsache nach besteht ein Hochofen aus zwei mit ihren Grundflächen im sogenannten „Kohlen sack“ zusammenstehenden abgestumpften Kegeln, von denen der obere „Schacht“, der untere „Rast“ genannt wird. Unter der Rast befindet sich ein zylindrisches Gestell, „Eisenkasten“ genannt, an dessen tiefsten Stelle der „Eisenstich“ angebracht ist, der für gewöhnlich mit einem Chamottepfropfen verschlossen und beim „Abstich“ herausgestoßen wird, wenn das flüssige Eisen abgelassen werden soll. Zwischen Rast und Eisenkasten, also an der Stelle, wo diese zusammenstoßen, „Formenebene“ genannt, sind die „Windformen“, für gewöhnlich 6 bis 10 Stück, eingebaut. Letztere sind Röhren, „Düsen“, durch welche die Verbrennungsluft, die für den Betrieb notwendig ist, hineingeblasen wird. Es wird heiße Luft, „Wind“ genannt, nachdem diese vorher im Hindurchströmen durch hohe mit einem kuppelartigen Gewölbe abgedeckte Apparate, „Windhizer“, auf 700 bis 1000 Grad erhitzt wurde, in den Ofen hineingeblasen. Zum Ablassen der auf dem Eisen schwimmenden Schlacke aber befindet sich unter der Formenebene eine Öffnung, „die Schlackenform“. Der unterste Teil des Eisenkastens, also der Abschluß des Hochofens, heißt „Bodenstein“, die oberste Öffnung desselben „Sicht“. Seitdem die dem Ofen entströmenden Verbrennungsgase, die man früher in die Luft entweichen ließ, wobei sie die ganze Umgegend hell erleuchteten, nutzbringend, nämlich zum Heizen der zum Betriebe der Dampfmaschinen notwendigen Dampfkessel verwendet werden, ist die Sicht immer geschlossen. Sie wird jetzt nur bei neuer „Beschickung“ des Ofens, d. h. wenn in den Ofen die Rohprodukte und der Brennstoff hineingeschüttet werden, für wenige Augenblicke geöffnet.

Ehe wir uns der Gießstätte, dem Hauptziele unserer Wanderung, zuwenden, um dem interessanten Schauspiel eines Abstiches beizuwohnen, wollen wir uns auch mit dem Betriebe des Hochofens in den Hauptzügen bekannt machen. — Die zur Verschmelzung bestimmten Erze mit „Zuschlag“, Kalk und Sand, welche Nebenprodukte die

Leichtflüssigkeit der Schlacken und den guten „Gang“ des Ofens bewirken, werden, nachdem sie im „Möllerhaufe“ im richtigen Verhältnis verworfen werden, in kleinen, muldenförmigen Kippwagen durch Dampfmaschinen auf die Sicht gehoben und in den trichterförmigen Verschluss gestürzt. Meist werden die Erze und der Zuschlag nicht zusammengemengt, sondern besonders „vergichtet.“ Ist der Trichter mit der nötigen Menge Erz und Zuschlag gefüllt, so wird die „Sichtglocke“ des Verschlusses gehoben und die Beschickung gleitet in den Schlund des Ofens hinab. Ähnlich wird auch der Brennstoff, Koks — Steinkohle unmittelbar eignet sich nicht zur Verwendung — in den Ofen befördert. Die hierbei aus der Sichtöffnung ausströmenden Gase werden, um sie für die auf der „Sichtbühne“ beschäftigten Arbeiter unschädlich zu machen, durch Koks, der hier in der Nähe der Öffnung in einem Korbe ständig glühend unterhalten wird, entzündet und verbrannt. Das aufgegebene Material gelangt je nach dem Rauminhalt des Schmelzgutes in etwa 24 bis 40 Stunden ins Gestell oder in den Eisenkasten, von wo aus es in Pausen von 3 bis 6 Stunden abgelassen wird.

Nun betreten wir die Sichthütte. Es ist dies eine weite, reichlich mit Luftöffnungen versehene Halle, welche an den Teil des Ofens mit dem Eisenstich dicht anschließt. Wir haben einen günstigen Augenblick abgepaßt. Im Gestell hat sich genügend flüssiges Roheisen angesammelt, es soll der Abstich erfolgen. Ein Arbeiter nimmt eine lange mit einer Spitze versehene eiserne Stange zur Hand und setzt die Spitze an den die Eisenstichöffnung verschließenden Chamottepfropfen an. Ein anderer ergreift einen schweren Hammer und führt wuchtige Schläge gegen das andere Ende aus. Ein paar Schläge — und der Pfropfen ist durchgestoßen. Der Mann zieht nun die in die Öffnung eingedrungene Stange heraus, und das Eisen fließt der Stange nach. Es wird von einer seitlich angelegten Rinne aufgefangen und in das „Siefbett“ geleitet. Letzteres besteht in der Hauptsache aus am Boden hergestellten Sandformen. Das Eisen wälzt sich, gleich einer feurigen Riesenschlange bis ans Ende des Bettes, zunächst die entfernteren Formen füllend. Arbeiter, mit langen eisernen Haken versehen, öffnen neue, dem Ofen immer näher gelegene Formen. Andere halten die Schlacke ab, die auf dem Eisen schwimmt und sich dadurch kenntlich macht, daß das austretende Eisen nach und nach dunkler wird, und leiten sie nach einer besonderen Rinne. Endlich ist das Schmelzgut erschöpft, aus dem Stichloch fließt nichts mehr heraus. Da bläst auf einmal durch daselbe eine hellleuchtende Flamme. Aus dem Ofen sprüht ein Funkenregen im herrlichsten Farbenwechsel heraus. Der Anblick ist in der Dunkelheit einzig schön!

Damit ist aber der Vorgang am Ofen zu Ende. Das in den Formen erkaltete Roheisen, „Masseln“ oder „Gänze“ genannt, längliche Tafeln von halbrundem oder rechteckigem Querschnitt, werden nun von dem Bette aufgehoben, in Stücke von bestimmter Länge zertrümmert, auf kleine Wagen geladen und nach andern Verbrauchsstellen verfahren.

Die Leistungsfähigkeit eines heutigen Hochofens schwankt zwischen 100 bis 400 Tonnen täglicher Roheisenerzeugung und hängt von seinem Rauminhalt und von der Beschickung ab. Der erste im Jahre 1802 angelegte Hochofen der Königshütte dagegen wies nur eine Produktionsfähigkeit von etwa 400 Zentner wöchentlich auf.

J. Rania

Wartha

Die von Jahr zu Jahr steigende Frequenz der Besucher der Gläzer Berglandschaften zeigt, welche Anziehungskraft diese bilden. Unsere Grafschaft Glaz ist ein so herrliches Stück Land, daß es sich den großartigen anderen Landesteile getrost an die Seite stellen kann. Berichtete doch schon im Oktober 1741 der Erbprinz von Meiningen bei seinem Durchmarsche nach Böhmen an

Friedrich den Großen: „Das Land ist bei Glaz herum so schön, daß, obgleich ich dieses Jahr viele schöne Situationen gesehen habe, doch keine einzige gefunden, so der Gläzer beikäme“, und bestand doch Friedrich der Große seiner Zeit durchaus auf Abtretung der Grafschaft, wegen der er sogar den Hubertusburger Frieden einige Tage verzögerte.

Der größte Teil der Fremden, der dieses Paradies aufsucht, betritt es durch den Paß bei Wartha, der gewissermaßen den Schlüssel zur schönen Grafschaft bildet.

Wir verlassen den Eisenbahnzug, der uns durch die reiche Fruchtebene dem Gebirgswalle der Wartha-Reichensteiner- und Eulengebirge näher gebracht hat, auf dem Bahnhofe Wartha, der noch ungefähr 15 Minuten von der Stadt liegt, obwohl uns der 1906 angelegte Stadtbahnhof innerhalb des Ortes bequemer sein würde.

Die absolute Höhe dieses vor uns liegenden Gebirges ist nur eine geringe. Es erscheint aber deshalb so groß, weil es sich aus der vorliegenden Ebene mauerartig steil erhebt.

Dem Eisenbahnzuge entsteigen Scharen von Landsleuten mit Rosenkränzen an Händen und Hals und sammeln sich um einen Kreuzträger, dessen Kreuzifix mit einem bunten Kranze unwunden ist. Es ist eine Prozession, die zu dem Gnadenbilde der wunderthätigen Muttergottes wallfahrtet und unter Abingung eines Marienliedes in die Stadt einzieht, um sich sogleich nach der großen, im Barockstil erbauten Wallfahrtskirche, in welcher das Gnadenbild aufbewahrt ist, zu begeben.

Das auf dem linken Reizeufer romantisch gelegene Städtchen besteht aus einer langen Reihe von Häusern zu beiden Seiten der Straße, welche auf dem hohen, felsigen Ufer des Flusses durch den Paß in die Grafschaft führt. Die Stadt verdankt ihre Entstehung unzweifelhaft dieser Straße, denn am Eingange zu diesem wichtigen Passe hatten die Böhmen das feste Schloß Bardun erbaut. Wie bei all diesen Burgen siedelten sich auch hier bald unter ihrem Schutze menschliche Wohnstätten an. Diese Stelle des Passes war deshalb stets sehr belebt. Alte Einwohner der Stadt erzählen heute noch gern von dem großen Verkehr, der sich vor dem Bau der Eisenbahnen hier abspielte. Hier rasteten die langen Fuhrwerkszüge, die mit schweren Lasten vom Gebirge kamen oder dorthin wollten. Hier warteten die großen Postwagen und vielen Omnibusse, die die Touristen und Badegäste nach dem Gebirge führten. Der Paß hat heute noch einen hohen kulturellen und strategischen Wert; für die Stadt aber ist er seit dem Bau der Eisenbahn nur noch ein Schatten seiner früheren Bedeutung.

Das Leben der Stadt hängt heut nur noch zum größten Teile von dem Gnadenbilde ab. „Nehmt mir das Gnadenbild und ihr nehmt mir meine Existenz“ so könnte man von dem Ort sagen. 70—80 Tausend Wallfahrer kommen alljährlich aus ganz Schlesien und den Nachbargebieten, besonders aus dem katholischen Oberschlesien und Böhmen und Mähren.

Die Entwicklung Warthas zur Sommerfrische, ein Verdienst der hiesigen Ortsgruppe des Gläzer Gebirgsvereins, wird in neuerer Zeit zu einer immer besseren Einnahmequelle.

Lenken wir unsere Schritte hinaus aus dem Städtchen. Nur einige Punkte der reizenden Umgebung wollen wir besuchen. Die alte Reizebrücke, die leider einem breiteren Flußübergange Paß machen soll, weil sie den Anforderungen der Zeit nicht entspricht, führt uns über den Fluß in den sogenannten Hag, ein ehemaliges Dorf, jetzt Vorstadt. In ihrer Mitte steht die steinerne Figur des heiligen Nepomuk, jenes Antipuß, den wir auf den Grafschafter Brücken so oft begegnen.

Die von Fremden so viel gepriesene „Schöne Aussicht“ mit dem entzückenden Blick nach dem tief zu Füßen liegenden Städtchen, den bewaldeten Höhen des Eulengebirges, dem Rosenkranzberge mit den unter bedeuten-

dem Kostenaufwande erbauten Kapellen, Mustern schlesischer Architektur und Bildhauerkunst, dem in der Ebene sich präsentierenden Ramenzer Hohenzollernschlosse, der Warthaer, mit der prachtvollen Rundsicht nach dem Glaserlande und der fruchtbaren schlesischen Ebene, der Bergsturz mit den alpenartig jäh abstürzenden Grünsteinwänden sind Glanzpunkte der Gegend.

Von größter Bedeutung für die landschaftliche Ausstattung ist hier die den Paß durchbrechende Reize. Rechts und links begleiten prächtige, mit Laub- und Nadelwäldern gekrönte Höhen den sich mit zahlreichen Windungen einem Silberbände ähnlich dahinschlängelnden Fluß. Ein Landschaftsbild, wie es lieblicher und abwechslungsreicher kaum gedacht werden kann.

Der Bruneweg mit Restauration zum Brunetal, Johnsbach mit Restauration, der lange Weg, der lange Grund mit Gasthaus, der Kanonenweg, der Grafensitz, Leutnantskoppe, Haferteck und Spitzberg, letztere drei mit Schutzhütten, sind beliebte Ausflugspunkte.

Auf die große geschichtliche Vergangenheit der Stadt, der Wallfahrtskirche und des ehemaligen Cisterzienserklosters, der Feste Bardun und des Kastells, der blutgetränkten Paßstraße, über die frommen Sagen vom Gnadenbilde auf dem Warthaer Kapellenberge und endlich über die neuen Kunstwerke auf dem Rosenkranzberge muß hier wegen des Raumes verzichtet werden.

H. Mahner

Jubiläen — Einweihungen

Goldenes Jubiläum des Katholischen Gesellenvereins zu Liegnitz. Der am 11. Januar 1859 durch den Oberkaplan Ritter begründete Gesellenverein, der heut eine angesehenere Rolle unter den Liegnitzer Vereinen spielt, beging am 20. Juni das 50jährige Bestehen. Unter Teilnahme sämtlicher Liegnitzer Innungen und auswärtigen Vereinen fanden die Feierlichkeiten am 19. bis 21. Juni statt, der Haupttag jedoch war der Sonntag, der 20., an dem Festgottesdienst stattfand, wobei die Fahnen an dem Hochaltar in der Johanniskirche aufgestellt fanden und ein buntes, fast möchte man sagen mittelalterliches Bild boten. Dann war Willkommensfeier im Zentraltheater, nachmittags ein Festzug von imposanter Ausdehnung mit Festwagen, 4 Musikkapellen, Herolden usw. Das Gartenfest im Schießhause und der Ball am Abend daselbst beendeten den Sonntag; am Montag fanden noch Frühshoppen und Ausflüge statt.

Der „Niedererschlesische Anzeiger“ in Glogau wurde am 23. Juni 1809 gegründet und besteht somit heut 100 Jahre. Redaktion und Verlag des Blattes haben aus diesem Anlaß eine gut ausgestattete Festnummer heraus-

gegeben, die auf gutem Papier eine Reihe von Artikeln über die Geschichte der Zeitung, des Flemmingschen Verlages und der Stadt Glogau enthält.

Die Einweihung des schlesischen Handwerker-Erholungsheims in Neu-Falkenhain. Unter überaus zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung der Grafschaft Glatz ist am Sonntag mittag das Schlesische Handwerksmeister-Erholungsheim zu Neu-Falkenhain bei Altbeide seiner Bestimmung übergeben worden. Der Vorsitzende des Breslauer Innungs-Ausschusses, gab einen Rückblick auf die Entstehung des Handwerksmeister-Erholungsheims und schloß mit herzlichsten Wünschen für ein kräftiges Emporblühen des Heims zum Besten der schlesischen Handwerksmeister. Ober-Regierungsrat Schimmelpfennig-Breslau überbrachte die Glückwünsche des Handelsministers und des Oberpräsidenten und überreichte zugleich ein prachtvolles Bild unseres Kaisers. Namens der Stadt Breslau überbrachte Oberbürgermeister Dr. Bender die Glückwünsche und überreichte das bekannte Rathausbild (Ulbrichsche Radierung). Landrat von Steinmann-Glatz gratulierte namens des Kreises und des Kreis-Ausschusses den Handwerksmeistern zu ihrem neuen Heim und übergab eine Spende des Kreises von 300 Mark. Weitere Ansprachen hielten der Vorsitzende der Breslauer Handwerkskammer, Risch-Waldenburg, sowie der Gemeinde-Vorsteher von Neu-Falkenhain. Maler-Obermeister Ludwig dankte allen Erschienenen und übergab sodann dem Oberbürgermeister Dr. Bender die Schlüssel zum Hause. Nun erfolgte die Besichtigung des Hauses, das einen schmunzenden Eindruck macht und recht geeignet ist, den Handwerksmeistern eine Stätte der Erholung zu bieten.

Hohenfriedeberg begeht im Juli die Feier des 500-jährigen Stadtrechts. Es war König Wenzel, der 1409 dem Orte das Stadt- und Marktrecht verlieh, der Ort selbst bestand schon Jahrhunderte, schon 1317 wird er genannt. Das Marktrecht wurde früher in fünf Jahrmärkten eifrig ausgeübt, jetzt ist nur noch ein wöchentlicher Getreidemarkt übrig geblieben. Die frühere Mediastadt liegt am Abhange des Steilabbruchs der Sudeten; schön ist nicht nur ihre Lage, sondern auch die Umgebung, das Panorama, die ganze Landschaft. Rohnitz, das Waldenburger Bergland, das burgenreiche Volkenhainer Land sind die landschaftlichen Reize in nächster Nähe. Kein Wunder, daß man hier einen Herrensitz errichtete; in dem an Hohenfriedeberg stoßenden Orte Schweinz steht das altertümliche Schloß, zu dem ein 470 Hektar großes Areal gehört. 1583 war ein Melchior von Schellendorf Grundherr von Hohenfriedeberg, 1600 ein Franz von Jedlik; es folgten dann wieder die Schellendorf, 1716 ein Christoph von Nimptsch, der das heutige Schloß erbaute und den



Hohenfriedeberg

phot. Clemenz in Liegnitz

Part anlegte. Seit 1743 gehört die Herrschaft der Familie dero von Sebert-Hof. Dicht an die Stadt, die noch das einfache, schlichte Kleinstadtgepräge des vergangenen Jahrhunderts zeigt, liegt, 400 Meter hoch, die Siegeshöhe mit dem Aussichtsturm. Man soll von hier aus 11 Städte und 110 Dörfer erblicken. Das Denkmal erinnert an die glorreiche Schlacht im zweiten Schlesischen Kriege, am 4. Juni, in der das Reiterregiment Bayreuth zwanzig feindliche Bataillone zusammenritt, 67 Fahnen erbeutete und viele Gefangene machte. Die wundervolle Aussicht von diesem Punkte lockt alljährlich Tausende hinauf; man wird aber auch dem idyllischen Orte (700 Einwohner) mit seinem Bade und seinen landschaftlichen Reizen gern einen Besuch abstaten.

Der Bismarkturm in Sagan wurde am 27. Juni feierlich eingeweiht. Das Komitee zur Errichtung eines Bismarkturmes für Stadt und Kreis Sagan war 5 Jahre lang tätig. An der Spitze desselben stand Generalleutnant z. D. Erzellenz Steinmetz in Sagan. Nachdem am 30. Juli vorigen Jahres auf der zwischen der Belarin und dem Burgberge gelegenen Höhe der Grundstein gelegt worden war, wurde der Turm innerhalb Jahresfrist durch den Bauunternehmer Enge in Schönbrunn, fertiggestellt. Der Saganer Bismarkturm ist nach einem Entwurf des Architekten Stahlberg zu Hirschberg ausgeführt. Er ist 20 Meter hoch und ist aus heimischen Steinmaterial, das von den Kreisinsassen mit 387 Fuhrn kostenlos angefahren wurde, errichtet. Das Portal und der obere Aufbau bestehen aus grauem schlesischem Granit. Der über dem Portal ruhende mächtige Löwe ist ein Werk des Bildhauers Klaus in München. Der Preis des gesamten Bauwerks stellt sich auf etwa 25 000 Mark. Von der obersten Plattform des Turmes hat man einen prächtigen Rundblick über Sagan und das Bobertal hinauf und hinunter und über die weite, stille Heide. Der Saganer Bismarkturm darf zu den schönsten Bauwerken dieser Art in Schlesien gezählt werden.

G. M.



phot. Heibrich in Sagan

Der Bismarkturm in Sagan

bericht der hiesigen Handelskammer für das Jahr 1908. So beschäftigten von 21 Baumwoll- und Leinen-Webereien, -Spinnereien und -Appreturanstalten, von denen Zahlen vorliegen, 12 am Jahreschluss zusammen nur 4684 Arbeiter gegen 5472 am Jahresbeginn, also 788 weniger. Dasselbe ist der Fall bei der Porzellanfabrikation. Von mehreren Fabriken, die Anfang 1908 zusammen 1466 Arbeiter hatten, wurden am Jahreschluss nur noch 1234, also 232 oder 16 Prozent weniger beschäftigt.

Bergbau

Von der Sandversaganlage der Königin Luisegrube. Die Sandversaganlage des Westfeldes der Königin Luisegrube ist fertiggestellt, der Betrieb der Bahnstrecke vom Glückaufschachte nach dem Westfelde ist bereits aufgenommen worden und wird auch bereits geschlämmt. Der

Verkehr

Die Bahn Lähn-Löwenberg ist am 1. Juli dem Verkehr übergeben worden. Die landespolizeiliche Abnahme erfolgte am Montag, den 21. Juni, unter dem Vorhabe des Regierungsrats Große aus Liegnitz, der als Vertreter des Regierungspräsidenten erschienen war. Es nahmen an der Fahrt, die in Löwenberg um 7 Uhr früh ihren Anfang nahm, außer dem Erbauer der Strecke, Eisenbahnbaupinspektor Doktor Winter aus Hirschberg, Vertreter der Eisenbahndirektion Breslau, der Provinz, des Kreises und der Städte Löwenberg und Lähn teil. Allgemeinen Beifall fanden die geschmackvollen Stationen in Sieben-eichen, Märzdorf (Bober) und Lähn mit ihren im Bauernstil errichteten, im Innern einfach und doch behaglich ausgestatteten Hauptgebäuden. Es erfahren täglich in jeder Richtung drei Züge.

Volkswirtschaft

Schweidnitz. Den wirtschaftlichen Rückgang in den Kreisen Reichenbach, Schweidnitz, Striegau und Waldenburg meldet auch der Jahresbericht der hiesigen Handelskammer für das Jahr 1908. So beschäftigten von 21 Baumwoll- und Leinen-Webereien, -Spinnereien und -Appreturanstalten, von denen Zahlen vorliegen, 12 am Jahreschluss zusammen nur 4684 Arbeiter gegen 5472 am Jahresbeginn, also 788 weniger. Dasselbe ist der Fall bei der Porzellanfabrikation. Von mehreren Fabriken, die Anfang 1908 zusammen 1466 Arbeiter hatten, wurden am Jahreschluss nur noch 1234, also 232 oder 16 Prozent weniger beschäftigt.



phot. Clemenz in Liegnitz

Die Siegeshöhe bei Hohensriedeberg

Sand wird durch die Bahn aus Breschlebie zugeführt. Das Offfeld derselben Grube erhält den Sandversatz sowohl vom Glüdauffachte, als auch vom Westfelde. Nach Leistung und Leitungslänge der Anlage ist sie die größte der Welt. Teilweise wird auf eine Entfernung von 13 Kilometer Rohrlänge geschlämmt und es umfaßt das gesamte Rohrnetz eine Länge von 40 bis 50 Kilometer. Das Wasser für die Neuanlage des Westfeldes wird dem Wasserhebewerk am Beuthener Wasser entnommen. Es sind dort zu diesem Zwecke eingebaut 2 elektrische Expreszpumpen für 3 Kubikmeter Minutenleistung und 2 elektrische Zubringerpumpen. Die Kosten der Sandverschanlage mit ihren Nebenanlagen stellen sich auf etwa 2 Millionen Mark.

Ein neues Braunkohlenlager ist in der Nähe von Petershain, Kreis Hoyerswerda, erschlossen worden. Es sind dort 1800 Morgen Kohlenfelder erbohrt, welche eine Mächtigkeit von 10 bis 14 Meter haben. Die Abdecke liegt sehr günstig. Die Verhandlungen zur Gründung einer Breitungsfabrikgesellschaft sind bereits im Gange.

Wasserbauten

Den Stauweiher bei Friedeberg a. O., dessen Bau begonnen hat, kommt dicht an die Straße nach Rabishau gelegen, etwa zwei Kilometer von Friedeberg entfernt. Den Bau besorgt die Firma J. W. Roth aus Nengersdorf in Sachsen. Die Sperrmauer erhält eine Dicke von 12 Meter auf der Sohle; bei 12 Meter Höhe ergänzt sich der Durchmesser auf 1,2 Meter, während die Länge 50 Meter betragen wird. Die Mauer erhält drei Durchlässe; etwa 1 Million Kubikmeter Fassungsraum wird der Stauweiher messen.

Städte — Dörfer — Kurorte

Görlitz. Mit dem Umbau des Bahnhofs wird demnächst begonnen, da der Entwurf genehmigt ist. Kosten: 10 725 000 Mark. — Am 5. Juni ist die neue Flussbadeanstalt in der Weinlaue eröffnet worden. Der Bau ist 59 Meter lang, das Neußere ist der schönen Landschaft angepaßt.

Friedland, (Bez. Breslau). Im Laufe des Monats Juni sind die Arbeiten zur Vollendung der neuen Wasserleitung, die nach dem Projekt der Ingenieure Lummert und Vogt in Waldenburg ausgeführt wird, in Angriff genommen worden, nachdem bereits etwa 2,5 Kilometer des Zuleitungsrohrstranges im Herbst vorigen Jahres gelegt worden sind. Zum Gesamtbau gehören: 1) die Quellschächten, etwa 10 Meter Wasserstollen, etwa 110 Meter Sidergalerien und etwa 400 Meter Verbindungsleitungen; 2) der Hochbehälter auf der „Veiper-Schanze“ von 250 Kubikmeter Inhalt, zweiteilig in Stampfbeton mit Eisenbetonzwischenwand und 1,2 Meter Erdschüttung auf den Gewölben; 3) die Zuleitung und das Stadtrohrnetz von etwa 14 000 Meter Gesamtlänge mit etwa 360 Hausanschlüssen. Die Bauleitung ist den Ingenieuren Lummert und Vogt übertragen worden. Die Gesamtkosten der Arbeitslieferungen betragen 150 000 Mark.

Versammlungen

Der Deutsche Journalistentag fand in Breslau in den Tagen vom 19. bis 22. Juni statt. Er fand freundliche Aufnahme; unter anderem hielt der Herr Oberpräsident eine lebenswürdige Ansprache. Glanzpunkte waren die Bewillkommung im Rathaus seitens der Stadt und der Besuch bei Herrn Kommerzienrat Haase im Südpark. Es wurde im Anschluß an die Breslauer Tagung ein Ausflug nach Rattowitz unternommen, von wo aus Myslowitz, die Bismarckhütte und die Donnersmarthütte besichtigt wurden.

Der Schlesische Altertumsverein veranstaltete am Sonntag, 20. Juni, eine Wanderversammlung in Strehlen. Das interessante Programm hatte zahlreiche Mitglieder

und Freunde des Vereins mit ihren Damen zur Teilnahme verlockt. Die Vertreter der Stadt Strehlen, Bürgermeister Neumann, und Superintendent Dr. Eberlein, konnten am Bahnhofe weit über 50 Gäste aus Breslau begrüßen.

Man besichtigte zunächst die Steinbrüche, wo an 700 Arbeiter beschäftigt sind, die täglich 30 Waggons mit Steinen (es werden 13 Sorten Pflastersteine hergestellt) verarbeiten. Der Steinbruch bringt der Stadt an 70000 Mk. Jahrespacht. Dann ging man über den Marienberg zur Stadt, wo um 11 Uhr die Festsitzung stattfand. Gymnasialdirektor Dr. Petersdorff sprach über die Ziele des Vereins, Prof. Direktor Seger über Altertumsfunde aus dem Strehlemer Kreise. Ein Bild unverdorbenen Gelehrtenfleißes entrollte Gymnasialdirektor Dr. Petersdorff in seinem Vortrag über die Wandauschrift des Prinzen Heinrich von Preußen im ehemaligen Augustinerkloster zu Strehlen, die noch im jetzigen Karolusstift der Borromäerinnen aus Trebnitz gezeigt wird und also lautet: „Ich habe hier in diesem Kloster den 25. März im Quartier gelegen und die Herren Patres haben mir alles zu Gute getan. Heinrich Prinz von Preußen, Markgraf von Brandenburg. 1741 den 2. April bin ich wieder weggegangen“. Da die Inschrift in gutem Deutsch, in korrekter Orthographie und in schöner Schrift abgefaßt ist, Prinz Heinrich aber ebenso wie seine Brüder, darunter Friedrich der Große, die deutsche Sprache nur sehr mangelhaft beherrschte, so stiegen dem Vortragenden Bedenken an der Echtheit der Inschrift auf. Die angestellten Nachforschungen ergaben die Berechtigung dieser Bedenken. Es wurde dabei nachgewiesen, daß Prinz Heinrich, der dazumal in Berlin seinen Studien oblag, 1740 oder 1741 überhaupt nicht in Schlessien gewesen ist. Auch der im Geheimen Staatsarchiv in Berlin niedergelegte Briefwechsel zwischen dem König und seinem Bruder bestätigt es. Den letzten Vortrag hielt Dr. Burgemeister, Provinzialkonservator der Kunstdenkmäler, über „Heimatfuß in den Städten“.

Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur stattete am Sonntag, den 20. Juni, dem Grödißberge einen Besuch ab; es nahmen etwa 150 Personen teil. Minister v. Dittken nahm die Gesellschaft gastfreundlich auf. Vorträge hielten Prof. Gürlich-Breslau über die geologischen Verhältnisse des Grödißberges; Architekt Henry über die Geschichte der Burg, Prof. Klaatsch-Breslau über den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem zoologischen Alter und der tierischen Abstammung des Menschengeschlechts, endlich Prof. Kaufmann über „Die Zeit und der Mensch“. An Bodo Ebhardt, den Restaurateur der Burg, wurde ein Begrüßungstelegramm gesandt.

Kolonialtage in Warmbrunn. Im Anschluß an die diesjährige Tagung der D. R. G. in Dresden waren ungefähr 30 Herren und Damen aus allen Gauen des Deutschen Reiches der Einladung der Abteilung Warmbrunn gefolgt, einen gemütlichen Abend in der Abteilung zu verleben und Ausflüge in das Riesengebirge zu machen. Vertreten waren Ostpreußen und die bayerische Pfalz, Mühlheim am Rhein, Rostock, Kiel, Lübeck, Schwedt a. O., Braunschweig, Dresden, Leipzig, Berlin, Ratibor, Leobschütz, Eberfeld und die Schwesterabteilung Hirschberg. Nach einem Mittagessen im Kurhaus wurde das Füllnerwerk unter Führung des Chefs, Kommerzienrat Füllner, besichtigt, ebenso der neugeschaffene Füllner-Park mit dem norwegischen Blochhaus. Letzterer, ein Volkspark, wurde aus Anlaß der Silberhochzeit der Majestäten für die Bewohner Warmbrunn's und die Arbeiter der Firma Füllner gestiftet. Die Eröffnung soll am 17. und 18. Juli stattfinden. Der Füllner-Park ist 60 Morgen groß. Es folgte ein Zusammensein im Kurfaal mit den Mitgliedern der Abteilung Warmbrunn, bei dem in einem besonderen Zimmer die wunderbaren Epizen der Frau Amalie Mesner, Warmbrunn, ausgelegt waren, die allgemeine Bewunderung erregten und einen Herrn aus dem Rheinland veranlaßte, sofort dem „Deutschen Bunde für Schlessische Epizen“ beizutreten. Am nächsten Tage wurden Ausflüge

über Kirche Wang, Kleinen Teich nach der Koppe unternommen, mit der Bahn nach Schreiberhau, von dort zur Hütte, eingehende Besichtigung dieser und der Ausstellung, dann Gang durch die Fackelkamm zur Baude, weiter über das Waldhaus zum Lindenhof, von wo mit Wagen die Rückfahrt nach Warmbrunn angetreten wurde. Am Abend hatte die Kurverwaltung Konzert mit glänzendem Feuerwerk und Beleuchtung der Anlagen veranstaltet. Der Sonntag Vormittag gehörte den Gräflisch Schaffgotschen Sammlungen und der Warmbrunner Holzschnitzschule.

Theater

Liegnitz. Provinzbühnen pflegen nicht zu verwöhnen, Schlesien macht darin keine Ausnahme; wenn das Liegnitzer Sommertheater hier genannt und seine Leistungen gewürdigt werden, so nur, weil es nach übereinstimmendem Urteil der Kritik eine Linie über der Linie bedeutet. Zwar sind seine Mitglieder auf einen nichts weniger als schönen oder angenehmen Kunsttempel angewiesen — Liegnitz könnte fürwahr ein würdigeres Sommertheater haben —, zwar liegt der Schwerpunkt lediglich auf dem schauspielerischen Können, denn auch die friedliche Schwesterkunst Polyhymnia muß dem ehemaligen Patria-Velodrom fernbleiben — und doch zieht sich, was kunstverständlich ist, gemach zu einer ständigen Gemeinde zusammen. Mit seiner Wahl der schauspielerischen Kräfte hat der Direktor Röbbeling wahrhaft großes Geschick und Menschenkenntnis bewiesen, die Vorstellungen zeigen dazu, daß er die Fähigkeiten anzustacheln und herauszuholen weiß, was nur möglich ist. Die Aufführungen, die er uns bislang bot, wie „Das Rätchen von Heilbronn“, „Das verlorene Paradies“ von Fulda, „Sommerscheinchen“, „Die Jugend“ von Halbe — um nur einige zu nennen — lassen auf die beste

Theaterperiode in Liegnitz seit langer Zeit rechnen. Ein Gastspiel haben wir gesehen, vierzehn Tage lang während, von der Herzogl. sächs. Hofschauspielerin Charlotte Voigt, das eine Reihe künstlerisch vollendeter Leistungen darstellte. Die Lebenswahrheit hat jeden Besucher entzückt. Und wir hatten eine Premiere von Paul Harns, dem früheren Chefredakteur der „National-Zeitung“ dem jetzigen Wiener Vertreter des „Berliner Tageblattes“: „Eroberer“, ein Schauspiel, dessen Themen ziemlich lehrhaft einherstreiten, Arbeiter-Humanität und moderne Cheauffassung predigend, das aber seinen Erfolg am 19. Juni größtenteils dem Drangehen der Schauspieler verdankt, die sich mit anzuerkennender Kraft der etwas spitzig ausgefallenen Rollen annahmen. — Resumée: was könnte ein solches Ensemble auf technisch guter Bühne leisten!

Persönliches

Unterstaatssekretär Dr. Michaelis. Der bisherige Oberpräsidialrat am Breslauer Oberpräsidium, Geheimer Oberregierungsrat Dr. Michaelis, ist zum Unterstaatssekretär im Finanzministerium berufen worden und hat diese Stellung Anfang Juli angetreten. Er entstammt väterlicherseits einer alten schlesischen Beamten- und Theologenfamilie, auch seine Mutter, eine geborene von Tschirchky und Bögendorf, ist Schlesierin. Er ist geboren am 8. September 1857 in Haynau, steht also im 52. Lebensjahre. Nach vollendetem Rechtsstudium wurde er am 4. Juni 1879 als Referendar beim Gericht in Frankfurt a. O. vereidigt. Im Jahre 1884 war er nach bestandenen Assessorexamen bei der Staatsanwaltschaft des Landgerichts in Berlin beschäftigt. Von dort wurde er nach Japan als Dozent für deutsche Rechtswissenschaften an die Universität Tokio berufen, wo er vier Jahre verblieb. Ende 1889 kehrte er nach Deutschland zurück und war bis Anfang 1872 im Justiz-



phot. J. F. Landsberger in Breslau.

Die Teilnehmer des Journalistentages in Breslau im Südpark

dienst, und zwar das letzte Jahr als Staatsanwalt in Schneidemühl tätig, um dann in die allgemeine Staatsverwaltung überzutreten. Er war zunächst als Regierungsrat bei der Regierung in Trier beschäftigt und wurde später nach Arnberg in Westfalen versetzt. Hier wurde er am 12. Oktober 1897 zum Oberregierungsrat befördert und zum Dirigenten der Kirchen- und Schulabteilung ernannt. Am 1. Oktober 1900 kam er als Stellvertreter des Regierungspräsidenten nach Liegnitz, wo er sich, wie überall, außerordentlicher Beliebtheit und Wertschätzung erfreute. Zum Oberpräsidialrat in Breslau wurde er im November 1902 ernannt. Der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Krone, der ihm am 16. November 1903 verliehen worden ist, ist als Anerkennung für die ganz hervorragende, arbeitsreiche, Leitung der umfassenden Hilfsaktion bei der schlesischen Hochwasserkatastrophe im Jahre 1903, die ihm neben der Verwaltung des damals gerade unbeflehten Oberpräsidiums oblag, anzusehen. Vor allem verdankt ihm das große Werk der Durchführung des Obergesetzes wesentliche Förderung. Neben seiner vielgestaltigen amtlichen Tätigkeit hat Unterstaatssekretär Dr. Michaelis ein verdienstvolles Wirken entfaltet u. a. auch als Leiter des Schlesischen Flottenvereins, den er durch die bekannten Fahrlichkeiten der letzten Jahre mit sicherer Hand hindurchgesteuert hat.

Zum Polizeipräsidenten von Breslau — als Nachfolger des am 2. April verstorbenen Polizeipräsidenten Dr. Biento — ist vom 1. Juli ab der Landrat des Kreises Oberbarnim **Heinrich von Oppen**, Herr auf Alt-Friedland und Mehldorf (Kreis Oberbarnim) in Freienwalde (Oder) ernannt worden. Herr von Oppen stammt aus Breslau. Er ist am 6. April 1869 geboren als ältester Sohn des 1896 zu Alt-Friedland gestorbenen damaligen Kommandanten von Breslau, Generalleutnants z. D. Karl von Oppen, aus dessen zweiter Ehe mit Luise Gräfin von Jzenplis, Herrin auf Alt-Friedland. Er ist vermählt seit 1899 mit Hildegard Edler von der Planitz. Seit 1897 steht er an der Spitze des Kreises Oberbarnim.

Gräfin Baleska von Bethusy-Suc, die unter dem Namen „Moriz von Reichenbach“ zu den beliebtesten deutschen Romanschriftstellerinnen gehört, beging am 15. Juni ihren 60. Geburtstag. Zu ihren bekanntesten Erzählungen gehören „Die Eichhofs“, „Die Lazinskys“, „Das Paradies des Teufels“ und ihr neuestes Buch „Hans, der Pole“. Gräfin Bethusy-Suc wurde am 15. Juni 1849 auf Kriebaschin im Kreise Rosenberg in Oberschlesien, dem Landgut ihres Vaters, des Barons von Reiszitz und Kaderzin, geboren. Als junges Mädchen trat sie mit ihren ersten Arbeiten in die Öffentlichkeit und fand vielen Beifall. Seitdem ist ihr ihre stattliche Lesergemeinde treu geblieben und stetig gewachsen. Seit dem 2. April 1869 lebt sie mit dem General-Landschaftspräsidenten für Oberschlesien, Grafen Eugen von Bethusy-Suc, in glücklichster Ehe. In der nächsten Zeit erscheint ein neuer, sozialpolitischer Roman der Gräfin: „Der Platz an der Sonne“. Auch als Dialektdichterin hat sich die Gräfin die Gunst des Publikums erworben; sie handhabt ihn in zierlich-humorvoller Form. Wir wünschen der Dichterin noch viele Erfolge und Freude an der Dichtkunst!

Professor Dr. E. Buchner in Berlin ist als Ordinarius und Direktor des chemischen Instituts an die Universität Breslau berufen worden.

Eine ehrenvolle Berufung ist einem schlesischen Landsmann, Direktor **Martin Rubierschky**, zurzeit Leiter der Dessau-Görlitzer Eisenbahn und der Dessauer Straßenbahn, zuteil geworden. Er wurde zum Vizepräsidenten eines der größten nordamerikanischen „Trusts“ gewählt, der Eisenbahnen, Gas- und Elektrizitätswerke, sowie natürliche Gasquellen in Pennsylvania und West-Virginia unter seiner Flagge vereinigt. Dieser Trust, Ladenburg, Thalman & Comp., Newyork, umfaßt 350 Gesellschaften in den verschiedensten Teilen der Vereinigten Staaten.

Martin Rubierschky steht im 41. Lebensjahre, wurde zu **Breslau** als Sohn des Rechnungsrats **Rubierschky** geboren, besuchte das Johannes-Gymnasium und das Realgymnasium zum heiligen Geist, praktizierte bei **Sudow & Comp.**, Breslau, und absolvierte die Hochschulen von Charlottenburg und München. Nach beendetem Studium ging er nach Nordamerika, wo er in bedeutenden industriellen Etablissements, u. a. bei **Edison**, Anstellungen fand, und wurde nach seiner Rückkehr sogleich bei der bekannten Elektrizitätsgesellschaft „**Union**“ engagiert, von wo aus er bereits im Nebenamt Direktor der Straßenbahnen in **Dessau** wurde. Als er auch zum Direktor der dortigen Privatbahnlinien ernannt wurde, mußte er seinen Wohnsitz von Berlin nach **Dessau** verlegen.

Im Anfange dieses Jahres erlebte er im Auftrage der vorgenannten Gesellschaft eine Gutachtenreise nach nordamerikanischen Grubenfeldern in so zufriedenstellender Weise, daß ihm das Vertrauen zu dauernder, leitender Stellung entgegengebracht wurde. Die Auszeichnung ist um so höher zu bewerten, als der Wettkampf zwischen nordamerikanischer und deutscher Ingenieurkunst bekannt ist und auf allen Gebieten der Industrie zutage tritt. **Martin Rubierschky** tritt am 7. Juli seine Ausreise nach **Newyork** an. Seine Gattin ist eine Tochter des Geheimen Regierungsrates **Lemp** in Berlin. Von seinen Brüdern ist der eine der bekannte Landschaftsmaler **Erich Rubierschky** in München, der andere, **Konrad Rubierschky**, Generaldirektor des Kaliwerks „**Großherzog von Sachsen**“ in **Dietlitz** (Thüringen). **A. E. Schmidt**

Chronik


Juni

16. In den schlesischen Forsten treten Nonnen, Riefenspanner, Forbule und Schwammspinner gefahrdrohend auf.
17. Die Typhusepidemie in Altwasser erreicht größere Ausdehnung. — 300 Erkrankungen sind bis jetzt gezählt.
18. Kardinal **Ropp** ist nunmehr von seiner Erkrankung genesen.
19. Auf dem Bergwerke **Brade** bei **Nikolai**, das dem Fürsten von **Plesch** gehört, sind gestern 400 Arbeiter in den Ausstand getreten.
22. Die Zahl der Typhustranken in Altwasser ist auf 359 gestiegen, 7 Fälle verliefen tödlich.
26. Oberpräsidialrat **Dr. Michaelis** ist zum Unterstaatssekretär im Finanzministerium ernannt worden.
20. Heute wurde das Pösterhöfungsheim **Goblen** durch eine größere Feier eingeweiht.
28. Die Typhusepidemie in Altwasser ist im weiteren Steigen begriffen.

Die Toten

Juni

16. Lehrer em. **Carl Schölzel**, Hennemersdorf, Kreis **Reichenbach i. Schles.**, 94 Jahre.
17. verw. Frau **Verlagsbuchhändler Anna Goerlich**, **Breslau**.
18. verwitwete Frau **Major von Brittwitz und Gaffron**, **Schweidnitz**.
19. Ober-Postdirektor **Rudolf Meißner**, **Liegnitz**, 58 Jahre.
20. Geheimer Sanitätsrat **Dr. Berthold Fuchs**, **Oppeln**, 69 Jahre.
- Oberstleutnant **P. Bruck**, **Breslau**.
22. Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat **A. Küster**, **Ober-Johnsdorf bei Jordansmühl i. Schles.**, 72 Jahre.
24. Taubstummendirektor a. D. **B. Bergmann**, **Breslau**. Amtsrat **Julius Ismer**, **Breslau**, 74 Jahre. Apothekenbesitzer **Carl Böhl**, **Gramschütz**, 33 Jahre. Dechant **Karl Czewohty**, **Leobschütz**, 73 Jahre.
26. Direktor **G. A. Müller**, **Jauer**, 55 Jahre.
27. Geistlicher Rat **Franz Klaszta**, **Myslowitz**, 60 Jahre.
28. Professor **Doktor Richard Muther**, **Wölfelsgrund**, 49 Jahre.



Hoch hinauf!

Irrfahrten einer leidenschaftlichen Seele

Von Paul Albers

Kapitel I.

Ein weites, mächtiges Schlachtfeld. Aber keine toten Helden lagen auf ihm, sondern unzählige Garben goldgelben Weizens, der vor einigen Tagen den Sensen der Schnitter zum Opfer gefallen war. Nun sollte er geborgen werden in den geräumigen Scheunen. Denn die schwüle Erntesonne brütete über den Feldern und niedrig flogen die zwitschernden Schwalben umher, die Vorboten des Gewitterregens. Dumpfes Rollen ließ sich bereits aus weiter Ferne vernehmen. Schwer beladene Erntewagen rasselten nach dem Dorfe, um bald wieder leer zurückzukehren und von Neuem beladen zu werden. Mädchen und Frauen, in kurzgeschürzten, buntfarbigen Kattunröckchen, reichten scherzend und plaudernd die Getreidepuppen auf Heugabeln den Knechten hin, die in den, mit Leinwandplauen bedeckten Leiterwagen standen.

Aufgeregt und schweißtriefend lief der dicke Großbauer und Gemeindevorsteher Merten zwischen den Leuten umher und ermunterte sie unaufhörlich:

„Kinder, beeilt Euch! Beeilt Euch, damit wir den Weizen noch trocken 'reinkriegen. Denn warum? In einer Stunde regnet's. Wenn Ihr fleißig seid, geb' ich heut Abend ein Faß Schnaps zum Besten.“

„Schnaps! Schnaps! Habt Ihr's gehört, Jungens? kreischten die Mägde. — Er gibt Schnaps!“

„Donnerwetter! An uns soll's nicht liegen! Mädels, spuetet Ihr Euch nur! Zuchhe, Schnaps!“

Und Garbe um Garbe flog auf die Getreidewagen. Und Wagen um Wagen jagte mit der wertvollen Halmfrucht dem Dorfe zu. Die Stunde verrann, wie wenige Minuten. Schon fielen langsam die ersten, dicken Regentropfen aus den sich aufstürmenden schwarzen Wolken zu Boden.

„Leute, noch die letzte Fuhre! — rief Merten — Spuetet Euch! Denn warum? Ihr wißt ja!“

Auch dieser letzte Wagen rasselte nun heimwärts. Bedenklich neigte sich während der raschen Heimfahrt bald nach rechts, bald nach links der ungeheure, zwischen den Wagenleitern festgeproppste Getreideberg, auf dessen

Gipfel Hannes, des Gemeindevorstehers jüngster Sohn, saß.

Der zwölfjährige Knabe schaute lachend von seinem schwankenden Throne auf die Hast und Eile der Knechte hinunter und lachend hinauf nach den Wolken am Himmel, die ebenfalls, vom Winde getrieben, eilig dahin jagten.

„Wäre ich doch auch eine Wolke! — dachte er — Die Wolken laufen noch schneller, als unsere Pferde! — Aber die Schwalben fliegen noch viel schneller, als die Wolken laufen. . . Ein Vogel möchte ich sein! Eine Lerche. . . Ich flöge bis zur Sonne. . . Rathrein, was machst Du da?“

Mit Blichschnelle glitt der kecke Bursch während der hastigen Fahrt den hohen Getreideberg vom Wagen auf den Boden herunter und stand neben einem gleichaltrigen Mädchen, das eine Schaar Gänse vom Stoppel nach dem Dorfe trieb.

„Hast Du mich erschreckt, Hannes! — sagte das Kind, indem es nach dem Herzen griff, — Du hättest Dir ja die Beine brechen können!“

„Ich nicht! — triumpfierte der Bursch. — Ich bin wie ein Eickhäkel. Wenn ich vom höchsten Baume heruntersalle, stehe ich immer wieder auf den Füßen. Warum treibst Du denn die Gänse so schnell? Du fürchtest Dich wohl vor dem Regen?“

„Ich hab' doch mein neues Röckel an. Siehst Du nicht? — Wenn's naß wird, schilt Mutter. Du! — Ich möchte Dir 'was erzählen!“

„Erzähle. Ich helfe Dir auch die Gänse treiben!“

„Gestern war Dein Vater bei meinem Vater. Mein Vater sagte zu Deinem Vater, Du wüßtest mehr, als die Andern in der Schule. Du möchtest lateinische Stunden beim Herrn Pfarrer nehmen und auf's Gymnasium gehen. In der Geographie will Dich mein Vater so weit bringen. Ich hab's ganz genau gehört. Sie haben mich aber nicht bemerkt.“

„Auf's Gymnasium! — jubelte Hannes — Und kein Bauer und Großknecht werden! Ja, das möchte ich!“ Stürmisch umarmt er das Mädchen, das sich ärgerlich seinen Umarmungen entwandte. Schnippisch sagte es:

„Schäm' Dich, Hannes!“

„Du hast Recht! — lachte er. — Denn Du bist eine Lehrerstochter und ich bin blos ein Bauern-

junge. Aber wenn ich auf's Gymnasium gehe, werde ich ein Herr und heirate Dich!"

"Bist Du dumm! Du sollst ja auf Geistlich studieren, sagte mein Vater; ein Herr Pfarrer darf nicht heiraten."

"Ach so! — sagte Hannes nachdenklich. — Aber gut bleib' ich Dir, Rathrein!"

"Das kannst Du schon, Hannes; denn wir sind Nachbarkinder."

Inzwischen waren die Kleinen beim Lehrers- hause angelangt. Rathrein trieb die Gänse- schar in das Gehöft und Hannes lief, zumal es immer stärker zu regnen begann, schnurstracks mit hochgeröteten Wangen ins Vaterhaus.

Schule, Pfarrhaus, Schänke und das Gehöft des Gemeindevorstehers lagen alle dicht bei ein- ander um das hölzerne Kirchlein. Hier residierte gewissermaßen die Dorfaristokratie. Schon im Aeußeren unterschieden sich diese vier Gebäude von den übrigen, fast durchweg hölzernen und mit Stroh gedeckten Hütten, in denen die Bauern mit Kühen, Pferden und Schweinen unter einem Dache hausten. Vor sechzig bis siebenzig Jahren bestand die ganze Ortschaft nur aus wenigen Arbeiterstellen, deren Bewohner im Frohndienst der Herrschaft Czirglowitz lebten. Der letzte Besitzer des Rittergutes, Herr von Porenski, war ein kreuzfidel Herr, die richtige oberischlesische Rothhaut. Seine Begabung, sich zu amüsieren, erfreute sich weit und breit einer gewissen Berühmtheit, und seine Gastfreund- schaft kannte keine Grenzen. Freilich wuchs seine Schuldenlast mit der Zeit zu bedenklicher Höhe. Aber scherzend erzählte er seinen Gästen, daß ein Heiliger, der ihn nie verlassen würde, sein Heim schützte und schirmte: Der heilige Hypothekarius. Schließlich sah er sich aber dennoch genötigt, die fünfzehnhundert Morgen große Herrschaft einer Breslauer Parzellierungs- gesellschaft zu verkaufen, die sie in kleinere Bauernstellen zerplitterte bis auf ein Restgut von dreihundert Morgen. Dieses Restgut, auf dem sich auch das sogenannte Schloß, ein ein- stöckiges, geräumiges Herrenhaus mit den Wirt- schaftsgebäuden befand, hatte der Vater des gegenwärtigen Gemeindevorstehers, ein reich gewordener Müller aus der Neißer Gegend er- worben. Auf solche Weise war die Gemeinde Czirglowitz entstanden und noch immer er- blickten die Bauern in ihrem Gemeindevor- steher gewissermaßen den „Herrn“. Merten war sich dieses Ansehens wohl bewußt, doch lehrte ihn seine angeborene Menschenklugheit, sich äußerlich nicht über die übrigen Gemeindeg- mitglieder, auf deren Hilfe und Unterstützung er beim Betriebe seiner Landwirtschaft an- gewiesen war, zu überheben. Er gab sich noch bescheidener, als sein verstorbener Vater. — Er riß die alten Tapeten in den Wohnzimmern

herunter und weißte die Wände. „Denn warum? Ich bin ein Bauer, wie die anderen — sagte er — und brauche keine tapezierten Stuben.“ Dagegen ersetzte er die schadhast gewordenen Schindeldächer der Ställe und Wirtschaftsgebäude durch Dächer aus Flach- werk und schaffte sich schönes oldenburger Vieh an. Das gefiel den Czirglowitzer Bauern und deshalb wählten sie ihn vor zehn Jahren zu ihrem Gemeindevorsteher.

Mit Rotremba, dem Dorfschulmeister und Gemeindegemeinderichter stand er auf kordialerem Fuße, als die anderen Gemeindeglieder. Sie waren unmittelbare Nachbarn, und der amtliche Verkehr führte sie häufiger zusammen. Auch kam es Merten auf ein paar Quart Maibutter, einige paar Würste beim Schweineschlachten oder ein paar Sack Kartoffeln nicht an, die der Lehrer bei einer Familie von sechs Köpfen gar gut verwenden konnte. Indessen zeigte sich Rotremba dafür auf andere Weise erkenntlich. Er erteilte Merten's Jüngstem, dem Hannes, Privatunterricht und beschenkte seinen Nachbarn öfter mit einem Topfe goldklaren Honigs. Denn zwanzig Stück Bienenhäuschen standen in dem Schulgarten. Allerhand Farben trugen sie, blaue, rote, gelbe und grüne. Aus den hoch- stengligen Sonnenblumen und den wohlge- pflegten Marshall-Niel-Rosen, die der Lehrer sämtlich eigenhändig gepropft hatte, sogen die emsigen Bienen den köstlichen Saft. Der Schul- garten war überhaupt eine Sehenswürdigkeit. Sauber gerechte Rieswege führten wie Stern- strahlen zum Mitteltrondel, in dessen Centrum ein grünangestrichener Pflock mit einer großen Glasugel stand. Dichtes Weinlaub umrankte das ganze Schulhaus, das zwei Schulklassen und die bescheidene Privatwohnung des Dorfge- lehrten umfaßte. Nicht etwa ironisch, sondern mit Anerkennung nannte Pfarrer Krause den Schulmeister Dorfgelehrten. Denn Rotremba trieb neben Bienenzucht und Gartenkultur allerhand wissenschaftliche Allotria. Vor Allem bildete die Geographie sein Steckenpferd. Er kannte die Namen der kleinsten Ortschaften und war über ferne Gegenden so gut unterrichtet, daß man bei seinen Erzählungen glauben konnte, er habe sie alle gesehen, obwohl er, nachdem er das Seminar verlassen, nur selten die benach- barte Kreisstadt aufsuchte. Ueber Breslau hin- aus hatte ihn das Schicksal überhaupt nicht ge- führt. Nichtsdestoweniger besaß er, wie sein Nachbar Merten, ausreichende Menschenkennt- nis und Erfahrung. Er glaubte sich daher auch in seinem Urteile über die Veranlagung des Hannes nicht zu irren, als er dem Vater den von Rathrein belauschten Rat erteilte, den Jungen studieren zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Schlesische Gelehrte an der Leipziger Universität

Von Paul Friedrich Schröder in Eisenach

I. Prager Kampftage

Die bevorstehende 500 jährige Gründungsfeier der sächsischen Landesuniversität erinnert uns Schlesier daran, daß unter den deutschen Ländern, deren Jugend ein halbes Jahrtausend in immer neuen Generationen zu Leipzig Wissen und Bildung empfang, grade unsre Heimat zu dieser Pflanz- und Pflegestätte deutscher Wissenschaft in dem lebhaftesten Austausch von Lehrern und Lernenden gestanden hat. Als 1347 zu Prag von Kaiser Karl IV. die erste Universität auf deutschem Boden gegründet wurde, war Schlesien mit den ostdeutschen Ländern als sogenannte polnische Nation in den landsmannschaftlichen Aufbau der jungen Hochschule eingegliedert worden. Mit den drei andern Nationen, der sächsischen, bayrischen und böhmischen, war sie zu gleichem Stimmrecht an der dem akademischen Gemeinwesen von dem kaiserlichen Stifter verliehenen Selbstregierung beteiligt; zu diesen Hoheitsrechten gehörten als die vorzüglichsten die freie Wahl eines eigenen Oberhauptes, die eigne Gerichtsbarkeit, die Befetzung der Lehrstühle usw. So finden wir denn um die Wende des 14. Jahrhunderts eine Anzahl hervorragende schlesische Gelehrte als Angehörige der polnischen Nation unter der Prager Professorenschaft, und grade sie sollten alsbald von der Entwicklung der politischen

Dinge, wie sie nach Karls IV. Tode in seinem böhmischen Erblande einzusetzen begonnen hatte, in die vorderste Reihe jener Männer getragen werden, die beherzt und mannhaft deutsches Recht und deutsche Kultur in dem damals anhebenden Kampf gegen das Tschechentum verteidigt haben.

Es war die Zeit, da Karls IV. schwächerer Sohn und Nachfolger Wenzel von den deutschen Reichsfürsten des Kaiserthrones entsetzt und auf die böhmische Königskrone beschränkt worden war. Schwer büßte das Deutschtum in seinem Erblande diese König Wenzel vom Reich zugefügte Demütigung. Den tschechischen Machtgelüsten gelang es, das Ohr des Landesherrn zu gewinnen, und zum Ziel ihres ersten Ansturmes erfahen sie sich Kaiser Karls ruhmvolle Schöpfung, die Universität Prag. Indem sich das Tschechentum als Herrn und Eigentümer des böhmischen Landes aufspielte und das eingeborene deutsche Element, dem Böhmen doch seine ganze Blüte verdankte, rücksichtslos innerhalb der böhmischen Nation an die Wand drängte, trat es, hier zur Macht gelangt, alsbald mit der weiteren Forderung heraus, daß ihm auf seinem Grund und Boden das Besizrecht an der jungen Hochschule gewahrt und der böhmischen Nation die Stimmenmehrheit über die drei „ausländischen“ Nationen gesichert

werden müsse. Die Tschechen wiesen dabei auf die gleiche Einrichtung der altberühmten Pariser Universität hin, die Kaiser Karl in allem andern sonst zum Vorbild gedient hatte; wenn aber der kluge Luxemburger grade in diesem einzigen Punkte von seinem Vorbild abgewichen war, so hatten ihn hierzu sicher die wichtigsten Bedenken bestimmt. Frankreich gewährte den Ausländern an seiner Hochschule nicht nur die Gastfreundschaft des Landes, sondern auch aus freien Stücken das Nuzrecht an den Errungenschaften einer durch eigne Kraft hochentwickelten Geistesbildung. Böhmen hingegen war dem deutschen Reiche zugehörig; dem Reiche zu Nutzen, deutscher Wissenschaft zuzufommen war die Prager Hochschule gedacht; niemals hätte diese die Kraft der Selbsterhaltung aus der böhmischen Erde allein gewinnen können. Sollten die Böhmen doch vielmehr hier erst deutscher Wissenschaft theilhaftig gemacht werden; wie hätte der fürstliche Stifter seinem Werke den Zudrang aus den deutschen Ländern erhoffen können, der von Jahr zu Jahr steigend nachher die Zahl der Studierenden bis auf 40 000 und darüber hob, wenn er von vornherein das deutsche Element unter die Vormundschaft eines ihm in jeder geistigen und wirtschaftlichen Beziehung noch unebenbürtigen, an staatsbildender Kraft weit unterlegenen Volksstammes gebeugt hätte?

Von des Vaters staatskluger Einsicht war auf den Sohn nichts überkommen. Wie die Laune ihn trieb, führte er sein Willkürregiment; in ein Lotterleben versunken, hatte er eine boshafte Freude an fremdem Drangsal. Was galt ihm das Reich noch, das die ehrlich gemeinten Versuche seiner ersten Regierungsjahre, Ordnung und Recht zu schaffen, mit Schimpf und Schande gelohnt hatte! Was noch konnte ihm daran liegen, diesem Reiche zum Nutzen eine Hochschule zu erhalten, deren Gewinn von den heimwandernden Scholaren jahraus jahrein über die Grenzen hinausgetragen wurde! Hier, so vermeinte König Wenzel, konnte er dem Reiche einen kleinen Teil der Schmach heimzahlen, die es ihm mit seiner Thronentsetzung angetan. Das Tschechentum triumphierte. Durch königlichen Machtanspruch erhielt es die für die böhmische Nation geforderte Stimmenmehrheit bei der Leitung und Verwaltung der Universitätsgeschäfte; die andern drei Nationen, kurzweg nun die deutsche Nation genannt, wurden auf eine Stimme beschränkt.

In diesen von nationalen Machtgelüsten aufgeschürten, mit politischen Beweggründen verquidten Kampf um die Vorherrschaft, zwischen deutscher Kultur und slavischer Mehrheit trug zu allem Unglück noch ein heftiger Glaubensstreit neue Erregung und fanatische Verbitterung hinein. Doktor Johann Huß, ein Tscheche von Ge-

burt und Lehrer an der Prager Hochschule, hatte die kirchenreformerischen Gedanken des großen Engländers Wiclef sich zu eigen gemacht und war darüber in einen scharfen Lehrstreit mit den deutschen Amtsgenossen zu Prag verwickelt worden, die das Supremat des päpstlichen Stuhles über die christliche Kirche mit heftigem Eifer verteidigten. Indem Huß aber, ein ebenso kluger wie leidenschaftlicher Kopf, auch auf dem politischen Kampfplatz die Führung des tschechischen Vorstoßes gegen das Deutschtum an sich nahm, wurden auch seine wissenschaftlichen Gegner in die politische Führerrolle ihrer Nationen hineingedrängt, und es waren vor allem zwei schlesische Gelehrte, die solchergestalt aus dem Lehrsaal in den Kampflärm der Gasse und vor die Front des bedrängten Deutschtums geführt wurden. Doktor Johann Hofmann aus Schweidnitz hatte noch zwei Jahre zuvor die höchste Würde, die Gelehrsamkeit erringen konnte, das Rektorat der Universität bekleidet; Magister Johann Otto aus Münsterberg hatte gleichfalls einen theologischen Lehrstuhl zu Prag inne und gehörte mit dem Freund und Landsmann zu den eifervollsten Verteidigern des strengen Kirchenglaubens. Nicht tat- und ratlos hatte man den Sturm über sich kommen lassen; ja Magister Otto hatte sich sogar mit dem kühnen Plan getragen, eine zwar der Universität angegliederte, aber von den tschechischen Machtbestrebungen unabhängige Heimstätte für seine schlesischen Landsleute zu gründen und ihnen ein mit eignen Lehrstühlen ausgestattetes, von Schlesien her unterhaltenes Kollegienhaus zu errichten. Aber noch ehe die zu diesem Zwecke unter den schlesischen Universitätsangehörigen eingeleiteten Geldsammlungen zu einem für den Grundstock hinreichenden Erträgnis gebracht werden konnten, brach die Katastrophe über Prags Hochschule herein. Vergeblich waren alle Bemühungen und Eingaben der deutschen Professorenschaft gegen die tschechische Vergewaltigung beim König geblieben; in welcher Achtung die Wissenschaft bei Wenzel stand, zeigte er ihr durch die Ernennung seines Mundkocks zum Oberhaupt der Universität. So aufsteifste gedemütigt, zum äußersten getrieben, selbst Leibes und Lebens nicht mehr sicher in den dem tschechischen Pöbel preisgegebenen Straßen und Gassen der Stadt, mit Mord und Totschlag bedroht, erhoben sich in einer einmütigen gewaltigen Bewegung die drei deutschen Nationen zur Auswanderung aus Prag. Acht Tage währte das Wandern durch die Tore; Professoren, Doktoren, Studenten, Greise im weißen Haar, Jünglinge mit bartlosen Wangen, Männer mitten aus rühmlicher, zukunftsreicher Lebensbahn gerissen, ließen da die teuer gewordene Stätte ihres Lehrens und Lernens hinter

sich und setzten den Wanderstab in die ungewisse Ferne. In alle Winde zerfiel der Ruhm und Glanz des großen Friedenswerkes Karls IV; in hellem Aufruhr blieb die böhmische Königsstadt hinter den flüchtigen Scharen zurück. Ueber 20 000 deutsche Studenten und Lehrer sollen in jenen Maitagen des Jahres 1409 über die böhmischen Grenzen hinausgezogen sein; von 30 000 und mehr erzählen andere Chronisten.

II. Gründung der Universität Leipzig

In diesen Sturm- und Drangtagen, unerhört und nie wieder erlebt in der Geschichte der Wissenschaften bis auf unsere Zeit, die — just nach einem halben Jahrtausend — das Tschechentum in neuem Ansturm wider die Mauern anrennen sieht, welche die deutsche Wissenschaft sich mühsam auf den Trümmern des Zusammenbruchs von 1409 wieder aufgerichtet hat — in dieser Verwirrung und Auflösung aller Zucht und Ordnung war es der Doktor Hofmann aus Schweidnitz, der mit Besonnenheit und Umsicht einen Haufen von 2000 Studenten um sich und eine Anzahl heimatlos gewordene Hochschullehrer scharte und beherzt die Führung der Flüchtlinge durch Böhmen nordwärts zur sächsischen Grenze übernahm. Hatte Magister Otto, sein schlesischer Landsmann, die Hoffnung gehabt, noch vor dem Einbruch des Unheils der deutschen Wissenschaft in Prag selbst eine Zufluchtsstätte bereiten zu können, so war Doktor Hofmann an seinem Teil gleichfalls nicht untätig geblieben und hatte, die Nähe und Unausweichbarkeit der Gefahr richtig ermessend, jenseits der Grenzen Umschau nach einem Obdach und neuer Wirkungsstätte gehalten. In dem sächsischen Zisterzienserkloster Altzelle bei Rössen lebte ihm ein gelehrter Freund, Magister Gruner, der selbst zuvor einen Lehrstuhl in Prag innegehabt hatte und der auch nach seiner Berufung in die sächsische Heimat mit den Prager Freunden in brieflichem Verkehr geblieben war. Gruner, einer der bedeutendsten scholastischen Philosophen seiner Zeit, ergriff mit Eifer die Gelegenheit, die Not des bedrängten Deutschtums in Böhmen seinem eignen Vaterlande fruchtbar zu machen, und seine gewichtige Fürsprache erwirkte den Prager Flüchtlingen in der That von den sächsischen Landesherren die Erlaubnis zur Niederlassung in dem meißnischen Marktgrafenamt. Leipzig, eine damals noch nicht eben bedeutende Stadt, wurde ihnen zum Asyl angewiesen, in zwei schnell geräumten Häusern die kleine Schar untergebracht. Noch im selben Jahr erfolgte die päpstliche Bestätigung der neuen Hochschule, und am 2. Dezember 1409 ihre feierliche Eröffnung durch die fürstlichen Stifter, Markgraf Friedrich den Streitbaren und seinen Bruder Landgraf Wilhelm. In dieser glänzen-

den Versammlung, der viele Bischöfe und adlige Herren beiwohnten, durfte sich Magister Johann Otto als erster Rektor der jungen Universität den fürstliche Ehren verleihenden Hermelin um die Schultern legen.

Uns Schlesiern wird sich hier die Frage aufdrängen, wie es gekommen ist, daß unsre Heimat damals der Gelegenheit verlustig gegangen ist, jenen „Zug der Zweitausend“ in ihre Grenzen zu lenken, den Landflüchtigen auf schlesischer Erde Unterkunft zu bieten, mit ihnen den Grund zu einer Hochschule des eignen Landes zu legen. Schlesier waren die Führer der heimatlos Wandernden, Schlesier zu einem beträchtlichen Teil auch die jungen Akademiker, die sich um sie zusammengeschlossen hatten; mehr noch, als eine Art Kriegsschack begleitete den Wanderzug die Geldsammlung, die Magister Otto in Prag unter seinen Landsleuten eingeleitet und aus der Wirrnis glücklich mit sich gerettet hatte. Was lag näher als jetzt seinen Plan auf dem heimischen Boden selbst zur Ausföhrung zu bringen, die Gelder, von Schlesiern gesammelt und schlesischen Interessen bestimmt, nun der Heimat selbst zur ersten Sicherung einer eignen wissenschaftlichen Anstalt zuzuwenden? Nicht weiter oder gefahrvoller als zur sächsischen Grenze war den Pragern der Weg in das benachbarte Schlesien; die lebhaftesten Beziehungen verbanden seit Jahrhunderten Böhmen mit dem östlichen Grenzland. Beziehungen nicht nur politischer und wirtschaftlicher, sondern auch geistiger Art. Groß war die Zuwanderung der Studierenden aus den ostdeutschen Ländern nach Prag gewesen, rege das geistige Streben in den ostdeutschen Städten. Männer von dem wissenschaftlichen Ruf eines Otto und Hofmann hatte Schlesien auf Prags Lehrstühle entsandt, gewichtig durch die Bedeutung ihrer Lehrer und die Kopfzahl der Lernenden war die Stimme der polnischen-ostdeutschen Nation an der Prager Universität bis auf den Tag gewesen, wo ihr diese Stimme durch einen königlichen Gewaltakt geraubt worden war. So eröffnete die Spaltung der Hochschule zu Prag einer Neugründung in Schlesien die gewisse Aussicht, mit raschen Schritten zum Sammelpunkt des geistigen Lebens im deutschen Osten emporzusteigen. Und mehr als eine schlesische Stadt übertraf damals das kleine Leipzig an Reichtum und Bedeutung. Wenig über eine Landstadt war um die Wende des 14. Jahrhunderts Leipzig hinaus gewachsen. Keine fürstliche Residenz, keine bischöfliche Hofhaltung verbreitete Leben und Glanz in seinen Mauern. Dagegen hob sich an der Oder Breslau als ein stolzer und mächtiger Bischofsitz; der Glanz fürstlicher Höfe war aus der Zeit der Piastenherzöge noch einer Anzahl kleinerer schlesischer Städte verblieben. Und die

Piasten hatten sich, obzwar selbst aus slavischem Geschlecht, von je als Förderer und Freunde der deutschen Kultur gezeigt, die ihnen einst hatte helfen müssen, Schlesien aus slavischer Wildnis zu wirtschaftlichem Wohlstand emporzuführen; in dem deutschen Volkstum war ihnen zugleich die politische Widerstandskraft gegen die polnische Ländergier auf der einen, die böhmischen Machtgelüste auf der andern Seite gestärkt worden. Aber die eigne Zersplitterung in kleine und kleinste Teilsfürstentümer sah zu derselben Zeit, wo die gewaltig aufsteigende luxemburgische Hausmacht über Böhmen die schlesische Grenze erreichte, das Piastenhaus bereits in Verfall und Ohnmacht, und willig oder nicht, waren die schlesischen Herzogtümer eins nach dem andern von der Staatsklugheit Karls IV. mit Erbverträgen umspinnen und unter die böhmische Oberhoheit gebeugt worden. Und diese politische Entwicklung, die unsrer Heimat auf Jahrhunderte hinaus zur Hemmung ihrer erst dem luxemburgischen, dann dem habsburgischen Eigennutzen dienstbar gemachten Kräfte werden sollte, ist auch schuld gewesen, daß Schlesien eine eigne Pflegestätte seiner geistigen Interessen um ebensoviele Jahrhunderte noch hat entbehren müssen und daß die eignen Söhne, sicher in schmerzlichem Verzicht, ihrer Bedrängnis keinen Schutz von der Heimat erhoffen durften, die selbst der luxemburgischen Dynastie zu Gnade und Ungnade unterworfen war.

Noch aber war Schlesien kaum in das luxemburgische Staatsgefüge eingegliedert worden, so mußte es auch schon seinerseits wieder der Ländergier dieses Hauses zur Brücke für neue Erwerbungen dienen. Nach Norddeutschland spann es jetzt das Netz, und über Brandenburg hinweg hoffte es wohl einst die Fäden an den Ausgangspunkt seiner Macht anzuknüpfen. Die Söhne Karls IV. haben ja dann diese weitausschauenden Pläne eines zielbewußten Willens nicht durchzuführen vermocht. Wenzel wurde von den bedrohten Reichsfürsten in sein Böhmen zurückgedrängt; Sigismund, der nachmalige Kaiser und der letzte Sproß dieses glanzvoll emporgestiegenen Herrscherhauses, gab die norddeutschen Erwerbungen auf, um sich die ungarische Königskrone zu sichern. Nicht mehr fern war der Tag, da in Brandenburg ein Zoller, in Sachsen ein Wettiner den Kurfürstenhut sich auf die Eisenhaube setzen sollte, doch als Leipzigs Tore sich den Prager Flüchtlingen öffneten, da hatten die meißnischen Markgrafen noch jeden Grund zur ersten Sorge vor dem mächtigen Luxemburg, das von Böhmen, Schlesien und Brandenburg her an ihre Grenzen herandrängt. Zu dieser politischen Gegnerschaft trat zwischen Markgraf Friedrich und dem Böhmenkönig eine bittere persönliche Verfeindung hinzu; der

Wettiner war einmal mit Wenzels Schwester verlobt gewesen, aber als ein mächtigerer Bewerber um die Hand der luxemburgischen Fürstentochter auf dem Platze erschien, hatte sich Wenzel die Verschwägerung mit König Heinrich IV. von England vorgezogen. Daß ein streitbarer Herr, wie Markgraf Friedrich, von der Geschichte durch seinen Beinamen charakterisiert worden ist, nicht der Gelegenheit sich hätte freuen sollen, Kränkung mit Kränkung heimzuzahlen, das braucht als ein weiterer Grund für die bereitwillige Aufnahme der Prager Schuttbittenden in seinem Lande nicht erst erwähnt zu werden.

Was aber die Zeitumstände damals unsrer Heimat vorenthalten haben, das haben die Gründer der sächsischen Universität — denn diesen Ehrentitel dürfen wir wohl nach Recht und Verdienst für unsre beiden schlesischen Landsleute, Doktor Hofmann und Magister Otto, in Anspruch nehmen — an Schlesien mit ehrlichem Willen wieder gutzumachen versucht.

III. Das Frauenkolleg

Die Teilung der Lehrer- und Studentenschaft nach Nationen war von Prag auch auf die junge Hochschule im Pleißnerlande übertragen worden. Schlesien ward wiederum der polnischen Nation zugerechnet. In zwei Kollegienhäusern hatten Lehrer und Schüler nach damaliger Sitte gemeinsame Unterkunft und zugleich die erste Lehrstätte gefunden. Nach den fürstlichen Stiftern wurden die beiden Gebäude das Große und Kleine Fürstenkollegium benannt. Jenem wurden zwölf, diesem acht Lehrstühle zugeteilt. Jeder der vier Nationen standen drei Professuren am Großen Fürstenkollegium zur Besetzung zu; auch durch eine bedeutend höhere Besoldung zeichneten sich diese Lehrstühle vor denen des Kleinen Fürstenkollegiums aus, das der Vorbereitung auf die höheren Disziplinen zu dienen bestimmt worden war. Als erste Kollegiaten wurden auf die drei Lehrstühle der polnischen Nation Magister Otto, Doktor Hofmann und Nikol Stör, letzterer ein gebürtiger Liegnitzer, berufen. Das schnelle Aufblühen der neuen Universität — schon im ersten Jahrhundert ihres Bestehens wurden über 37 000 Studenten in ihre Matrikellisten eingetragen; wenig später stieg die Jahresziffer der akademischen Bürger auf 1600 — machte bald die zur Verfügung stehenden Lehr- und Wohnräume zu eng; allzureiche Einkünfte aber waren noch nicht vorhanden. Da begaben sich Magister Otto und Doktor Hofmann, um die fürstlichen Schirmherren in etwas von der Erhaltung der Hochschule zu entlasten, zugleich aber auch der Heimat ein festes und den Wandlungen fürstlicher Gnade entzogenes Anrecht an der wissenschaftlichen

Stätte zu geben, an die Verwirklichung jenes Planes, den Magister Otto schon in Prag mit sich getragen hatte. Von der nach Leipzig herübergeretteten Geldsammlung wurde zunächst in Schlesien ein Teil der Herrschaft Groß-Tinz angekauft, deren Erträgnisse, vorsichtig jedem Machteingriff der sächsischen Landesherren entrückt, dem Unterhalt eines dritten Kollegienhauses dienen sollten, das man ausschließlich der Aufnahme ostdeutscher Studenten vorzubehalten gedachte. Nach Magister Ottos frühem Tode 1416 setzte Doktor Hofmann das Werk des verbliebenen Freundes mit Eifer fort. Noch auf dem Sterbebett hatte dieser der fernen Heimat seine Treue und Anhänglichkeit bewiesen, indem er der geplanten Stiftung seine ganze Hinterlassenschaft zugeeignet hatte; so war Doktor Hofmann bald in der Lage, die Groß-Tinzer Herrschaft ganz an sich zu bringen, und er selbst zögerte nicht, als seine Verdienste um Kirche und Schule 1427 durch die Berufung auf den Meißner Bischofsthron belohnt wurden, sein am Brühl zu Leipzig gelegenes Hausgrundstück der Stiftung zum Geschenk zu machen. Seinen Bemühungen gelang es ferner, dem Unternehmen das Interesse des Breslauer Bischofs zu gewinnen; nachdem dieser bereits einige dem Bistum aus Hofmanns Vaterstadt Schweidnitz zustehende Einkünfte nach Leipzig überwiesen hatte, stattete er in der Folge auch noch zwei der neuen Lehrstühle mit Breslauer Domherrenstellen aus. Trotz all dieser Förderung war es aber erst 1440 möglich, das neue Kollegienhaus mit sechs Kollegiaturen völlig ausgebaut der Universität anzugliedern; von der benachbarten Frauenkirche erhielt es den Namen Collegium Beatae Virginis: Frauenkolleg.

So hatte Schlesien Heimatrecht in der sächsischen Universitätsstadt gewonnen. Ein seltenes Gebilde, dieses Frauenkolleg, in der deutschen Universitätsgeschichte! Ein kleiner Sonderstaat gewissermaßen in dem akademischen Gemeinwesen Leipzigs, losgelöst aus dem Verband der Nationen, einer einzigen Nation zu Eigentum und Nutzen bestimmt, von dieser durch eigne Kraft erhalten, von ihr mit einem eignen Lehrkörper versorgt! Fünf der Lehrstühle, so bestimmte es die Stiftung, sollten stets mit Schlesiern besetzt werden, der sechste mit einem preussischen Angehörigen der polnischen Nation. Die Bewerber mußten der Magisterwürde teilhaftig sein, wie auch der Unterrichtsplan durchaus demjenigen der beiden andern Kollegien gleichgestaltet war. Da aber der polnischen Nation, wie erwähnt, auch an diesen Kollegien eine Anzahl Lehrstühle zur Besetzung anheimgegeben waren, so fand sich Schlesien hier auf fremder Erde in einer Vorzugsstellung, die dem Besiz einer eignen Landesuniversität wohl gleich-

gerechnet werden konnte. Und durch dreieinhalb Jahrhunderte ist die Alma mater Lipsiensis so unsrer Heimat eine Quelle der Befruchtung ihres geistigen Lebens gewesen; die schlesische Jugend ist in immer neuen Geschlechtern durch Leipzigs Tore gewandert, schlesische Gelehrte haben dort für ihr Lehren und Forschen die Freistätte gefunden, die die Heimat ihnen nicht gewähren durfte. Vielleicht ist Magister Otto dereinst der heimlichen Hoffnung gestorben, sein Werk möchte einmal der Grundstein werden für eine Heimstatt der Wissenschaft auf heimatlicher Erde; vielleicht hatte er schon um deswillen die Wurzeln, aus denen seine Schöpfung die Kraft der Selbsterhaltung nahm, in schlesischen Boden eingesenkt. Anders ist die Geschichte ihren Weg gegangen; nicht die Wettiner, sondern die Zollern, deren ersten Magister Otto noch mit eignen Augen auf dem Rostnitzer Konzil aus der Hand eines Luxemburgers den brandenburgischen Fürstenhut empfangen sah, sollten dem schlesischen Lande nachmals die eigne Pflegstätte wissenschaftlicher Bildung schenken. Aber die Pflanzstätte gelehrten Wissens und Strebens ist für Schlesien doch das Frauenkollegium zu Leipzig gewesen.

Suchen wir die Stätte, wo von unsern Vorfahren so mancher zu den Füßen gelehrter Männer, ihnen durch die landsmannschaftlichen Bande der Geburt verbunden, lernend gesessen hat, so finden wir diese Stätte nicht mehr. Keine Frauenkirche erhebt sich mehr am Brühl zu Leipzig; Doktor Hofmanns Wohnhaus, schon 1588 baufällig geworden und damals für die Zwecke des Frauenkollegs umgebaut, mußte 1613 einem vollständigen Neubau weichen; aber auch dieser ist lange wieder geschwunden, und ein ehrsameres Fleischnegewerbe errichtete sich an der Stelle, wo einst die sieben freien Künste der schlesischen Jugend doziert wurden, die langgestreckte niedrige Verkaufshalle, bis auch diese einem neuen, der Geschichte des Plazes würdigeren Zwecke bestimmt und in die noch jetzt dort befindliche Ständige thüringisch-sächsische Kunst- und Gewerbeausstellung umgewandelt wurde. Mit vieler Bedrängnis hat ja freilich Magister Ottos Stiftung Zeit ihres Bestehens zu kämpfen gehabt. Kriegs- und andre teure Zeiten, dazu die erwähnten Um- und Neubauten zwangen schließlich sogar zum Verkauf der Herrschaft Groß-Tinz, und auch die dafür von dem Liegnitzer Herzog gelösten 6000 Taler reichten nur noch siebzehn Jahre hin, das Frauenkolleg im Bestand seiner sechs Professuren zu erhalten. Wohl ward der 1627 eingezogene sechste Lehrstuhl ein Jahrhundert später, dank dem Vermächtnis eines Hirschberger Bürgers, des Kaufmanns Michael Knobel, noch einmal neu errichtet, mußte aber schon nach fünfzig Jahren

wiederum aufgehoben werden. Das geschah i. J. 1757. Es war das zweite Jahr des siebenjährigen Krieges; die Erben des luxemburgischen Hauses rangen in verzweifeltem Kampfe um Schlesiens Besitz gegen die Zollern, und das Haus Wettin, einst die Schutzmacht des Deutschtums wider den böhmischen Nachbar, stand nun in unheilvoller Wandlung seiner Politik den deutschen Brüdern gegenüber. Unendliche Drangsal kam auch über Leipzig, schwere Not über Leipzigs Hochschule. Die Hörsäle wurden leer, und die schlesische Jugend wanderte nicht mehr die Straße gen Sachsen. Am eignen heimatlichen Ströme schufen ihr die neuen Landesherren die künftige Bildungsstätte, in Frankfurt zuerst und dann in der schlesischen Hauptstadt selbst.

Seltzam sind die Wege des Schicksals: was Wettin an unsrer Heimat begann, vollendete an ihr das Haus der Zollern; ein Friedrich der Streitbare dort und ein Friedrich auch hier, streitbar wie jener; beide Namen uns teuer, nicht um kriegerischen Ruhmes willen, sondern umkränzt von der Dankbarkeit deutscher Wissenschaft.

IV. Schlesier auf Leipzigs Lehrstühlen.

Als auf der glanzvollen Kirchenversammlung zu Kostniz Burggraf Friedrich von Nürnberg aus Kaiser Sigismunds Hand den Fürstenpurpur erhielt, stand unter den Zeugen dieses weltgeschichtlichen Aktes auch Magister Otto, unser Landsmann, als Führer einer Gesandtschaft sächsischer Gelehrter, die im Auftrage des Kanzlers der Universität Leipzig, Walter von Röckeritz, der damals auf dem Merseburger Bischofstuhl saß, an dem Austrag der Kirchenstreitigkeiten und vor allem an der Bekämpfung der neuen hussitischen Lehre teilnehmen sollte. Noch einmal stand da Johann Otto dem alten Segner von Auge zu Auge gegenüber, noch einmal kreuzten sie die Waffen des Wortes und Geistes, die sie so oft in Prag von ihren Lehrstühlen herab an einander gemessen hatten. Aber wie der Prager Universitätsstreit schließlich mit brutaler Gewalttat an dem Deutschtum geendigt hatte, so wendete sich der Kostnitzer Kirchenstreit jetzt zu gleicher Gewalttat an dem Tschechenführer. Und ein Luxemburger war es, König Wenzels Bruder, der sein kaiserliches Wort brechen ließ, um Johann Huß dem Scheiterhaufen überliefern zu können. Unstet und vom Geschrei des Tages heute auf diese, morgen auf jene Seite getrieben, ist die Politik des luxemburgischen Hauses seit Wenzels und Sigismunds Tagen mit dem Besitz an Land und Leuten auch das Erbe der Habsburger geworden. Mit Wenzels Tschechenfreundschaft hub das verhängnisvolle Spiel an, das bis auf die Gegen-

wart bald die tschechische Begehrlichkeit, bald die polnischen Anmaßungen, bald die ungarischen Machtbestrebungen, bald das Geschrei der Kroaten, Slowaken und wie die Völkerschaften Oesterreichs sonst heißen mögen, zu befriedigen gesucht hat und immer auf Kosten des Deutschtums. Gedenken wir der jüngsten Ereignisse in Böhmen, so brauchen wir Lebenden nicht in Geschichtsbüchern nachzulesen, um uns ein Bild des Prager Aufruhrs vom Jahre 1409 zu machen. Denn dieser letzterlebte tobende Ansturm des slavischen Böhmen, genau wie vor einem halben Jahrtausend gegen die deutsche Wissenschaft, gegen die studierende deutsche Jugend gerichtet und mit der Gewalt des Faustrechts durchgeführt, sieht er nicht wieder die Machthaber, lässig und nachgiebig wie weiland König Wenzels Majestät, den tschechischen Gelüsten stillen Vorschub leisten? Aus dem Gradstein ist des Böhmenkönigs boshafter Geist, der mit dem Hermelin der Prager Rektoren einst seinen Spott trieb, in die Prager Ratsstube niedergestiegen: nicht erst läßt man den Pöbel mit dem Aufreißen des Straßenpflasters sich abmühen, und die Stadtknechte schleppen unter dem Hohngeschrei des tschechischen Mobs die ihrem Schutz anbefohlenen Deutschen in die Wachtstuben hinweg. Erst als in den Aufruhr hinein hochverräterische Rufe wider das Herrscherhaus gellen, das ja das Unglück hat, selbst deutscher Abstammung zu sein, rafft man sich in Wien erschreckt zu lauer Abwehr auf. So auch war's zu Kostniz, als Kaiser Sigismund erkannte, was der Bruder zu Prag gesündigt hatte. Heute bedarfs des religiösen Fanatismus nicht mehr, um den Deutschenhaß der Tschechen zu schüren; an seine Stelle ist der Kampfruß des Panславismus getreten, das Geschrei für die Serben oder welche slavische Völkerschaft sonst grade in Feindschaft gegen Oesterreich steht. Vor fünfhundert Jahren diente den Tschechen Hussens Glaubenstod zu demselben Zweck, und in einem Kampf auf Leben und Tod hatte das Luxemburg den Zwist seiner Völker, von ihm selbst großgezogen, zu büßen.

Es ist hier nicht der Raum, weiter in die Geschichte hinauszuschweifen, die Greuel der Hussitenkriege zu schildern und wie der Traum der Tschechen von einem selbständigen Königreich Böhmen dann auf kurze Zeit durch Georg Podjebrad erfüllt worden ist. Dieser Traum ist in ihnen noch heute wach; ihrem Nationalhelden zu Ehren ist eben die Stadt Prag daran, die Hauptstraße mit dem alten deutschen Namen Graben in eine Podjebradstraße umzutaufern. Dem Hause Habsburg soll dies gewiß nicht zu erfreulicher Erinnerung sein. Aber als Magister Otto vom Kostnitzer Konzil nach Leipzig heimkehrte, da durfte er wohl glauben, mit Hussens

Alsche auch die Bewegung zu Boden getreten zu haben, die sich an diesen Namen nicht nur in religiöser, auch nationaler Beziehung knüpfte. Die Schmach von Prag war gerächt; im Glauben seines Sieges starb er ein Jahr nach seinem großen Gegner. Der Tod ersparte ihm die Erkenntnis seines Irrtums und das Leid, das die Hussitennot grade über sein Schlesien brachte. Schweres erduldet auch Sachsen, und die Zeitgenossen haben die Schuld daran, daß eben diese beiden Länder, das eine Ottos Geburtsstätte, das andre ihm zur zweiten Heimat geworden, alle Wut der böhmischen Bauernheere erfuhren, dem glühenden Hasse zuschreiben wollen, mit dem vor allen andern Magister Otto zu Kostniz Hussens Untergang betrieben hat. Auch Ottos Vaterstadt hat ein teures Opfer für seinen Sohn zu bringen gehabt; in wilder Schlacht verlor der letzte Herzog von Münsterberg sein junges Leben unter den Streichen böhmischer Bauernärte.

So war aus seiner stillen Gelehrtenstube dieser unser Landsmann auf den Schauplatz weltgeschichtlicher Begebenheiten hinausgeführt worden; so wird in seinem Namen auch für unser Schlesien ein Stück Geschichte lebendig; die dankbare Universität Leipzig aber hat pietätvoll mit dem Bilde ihres ersten Rektors den Chor ihrer Kirche zu St. Pauli zu dauerndem Gedächtnis geschmückt. Dort ist das Bildnis uns Schlesiern noch heute zu schauen. Friedlicher und ruhiger, wenn auch in nicht geringeren Ehren, als das Leben dieses Feuergeistes ist das Wirken seines Prager Kampfgefährten, des Doktor Hofmann, auf seinem Leipziger Lehrstuhl verlaufen; hohe kirchliche Würden haben zuletzt auf seinem Haupte geruht, wie auch der dritte, dessen Name mit goldenen Lettern in die Gründungsgeschichte der Alma mater Lipsiensis eingetragen ist, der Zwickauer Magister Bruner, großer geistlicher Ehren teilhaftig wurde: jener starb auf dem Bischofstuhl zu Meißen, dieser als Abt seines Altzeller Klosters. 1424 rief der Tod auch den Magister Stör aus seinem Lehramt ab, dessen wir mit Otto und Hofmann zusammengebadhten als der ersten drei schlesischen Professoren am Leipziger Großen Fürstenkollegium.

Unter ihren Nachfolgern ward Magister Nikolaus Weigel aus Burga in Schlesien durch die erste Veränderung, die in der Zusammensetzung des Lehrkörpers der jungen Hochschule vorgenommen wurde, mit ihrer Entwicklungsgeschichte verflochten. 1424 in sein Lehramt berufen, erhielt er vier Jahre später eine längere Beurlaubung und wurde, da er die gefetzte Frist überschritt, seiner Kollegiatur — ein seltener Fall in den Universitätsannalen — für verlustig erklärt. Bald hiernach (1438) erhielt die medizinische Wissenschaft, eine damals allgemein noch sehr übel behandelte Fakultät, zwei der Kollegia-

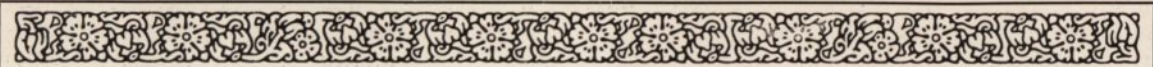
turen des Großen Fürstenkollegs eingeräumt; demzufolge mußte das Berufsrecht der vier Nationen an den verbleibenden zehn Kollegiaturen dahin abgeändert werden, daß fortan jede Nation nur noch zwei Lehrstühle zur Besetzung mit ihren Angehörigen behielt und die neunte und zehnte Professur als loci tornatiles reihum von den Nationen besetzt wurden. Die polnische Nation, der als erster das Berufsrecht für diese loci tornatiles zugesprochen wurde, beeilte sich, auf diese Weise Weigel der Universität zurückzugewinnen. Es haben auf diesen Lehrstühlen dann noch eine Reihe Schlesiern gefessen, so Georg Steinbrecher aus Striegau (bis 1465), Andreas Rüdiger aus Görlitz († 1495) und der gleichfalls aus Görlitz gebürtige Paul Schwofheim († 1531); der letztere bekleidete seine Professur bereits zu einer Zeit, wo durch landesherrliche Verordnung die beiden loci tornatiles der juristischen Fakultät überwiesen worden waren, allerdings ihres Charakters als ordentlicher Kollegiaturen entkleidet, da die Rechtswissenschaft ohnehin 1413 über drei Lehrstühle in Leipzig verfügte. Mit großen Einkünften aus den vor allen andern besonders gut bezahlten juristischen Vorlesungen versehen, genoß das Ordinariat dieser Fakultät auch als Rechtsbeistand der Regierung wie des Leipziger Ratskollegiums ein hohes Ansehen; die Titel eines Juder Ordinarius und Professor Decretalis zeichneten den Inhaber aus, der weiter der beständige Consiliarius der Universität war und als Dekan in der eignen Fakultät den ständigen Vorsitz führte. Auch dieser Würde sind Schlesiern teilhaftig gewesen; ein dritter Görlitzer, Doktor Johann Röchel, hatte sie von 1514 bis 1519 inne und um 1600 abermals ein Angehöriger der polnischen Nation, Doktor Michael Wirth aus Lemberg, von den Universitätsannalen gleichfalls den Schlesiern zugezählt, wie wir auch unter den Dekanen der medizinischen Fakultät neben den Professoren Valentin Becke aus Schmiedeberg († 1490) und Siegmund Schilling aus Frankenstein († 1622) die Lemberger Balthasar Gütler und Johann Heidler, ersterer hochbetagt 1616 in seinem 91. Lebensjahre, letzterer 1645 gestorben, unter den schlesischen Gelehrten aufgeführt finden. Vergessen sei an dieser Stelle auch der Name des Nikolaus Faber aus Sagan nicht, der als einer der ersten Mediziner an der Leipziger Hochschule noch die Prager Sturmtage mitgemacht und unter Doktor Hofmanns Führung nach Sachsen eingewandert war.

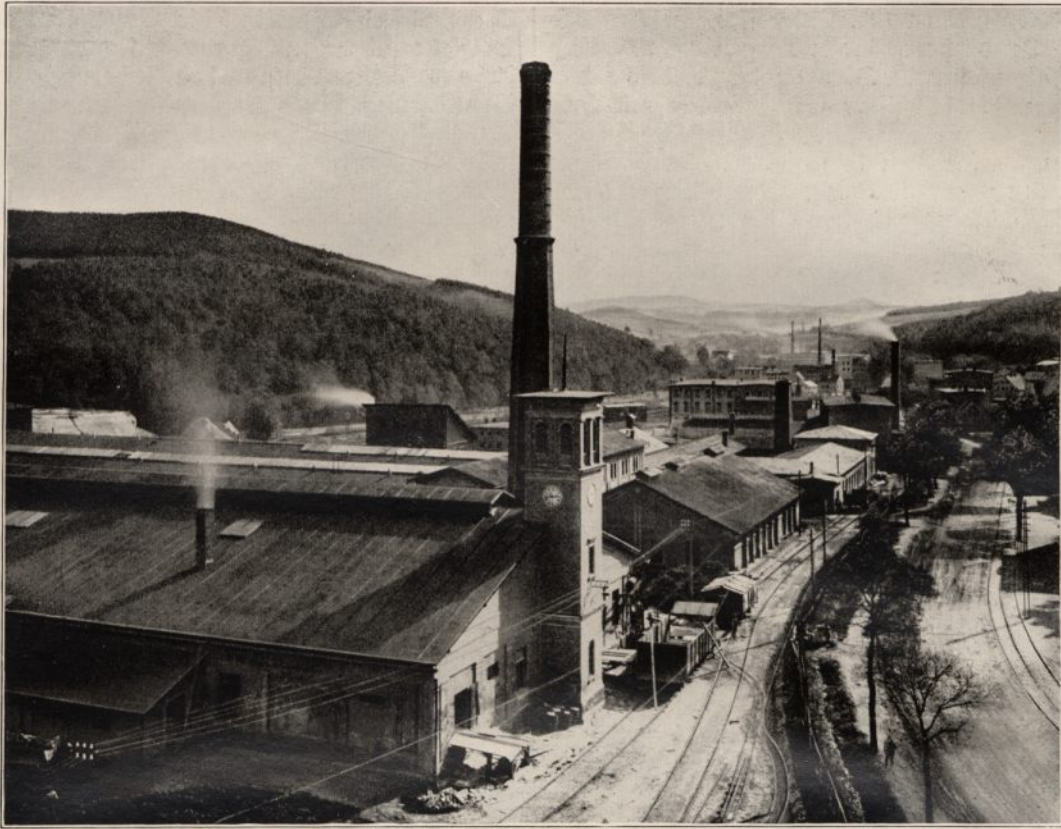
So hat in allen Fakultäten schlesische Gelehrsamkeit bedeutende Vertreter an der Universität Leipzig gehabt. Auch die Höchste der akademischen Würden, das Rektorat, ist nach Johann Otto in den Händen schlesischer Gelehrter oft

gewesen. Georg Weinrich aus Hirschberg war nicht nur Senior der theologischen Fakultät, sondern bis 1617 auch dem gesamten Leipziger Kirchenwesen als Superintendent vorgefetzt; 1600 hatte er auch den Hermelin der Leipziger Universitätsrektoren getragen; wie das Bild seines großen Vorgängers auf dem Rektorensessel sowohl wie im wissenschaftlichen Lebrant den Chor der Paulinerkirche ziert, ist Weinrichs Bildnis noch heute im Chor der Leipziger Thomaskirche zu sehen. Erwähnt sei unter den schlesischen Trägern des Rektorpurpurs auch noch Doktor Christoph Preibisius aus Sprottau, weil ihn das seltene Los traf, von diesem höchsten Gipfelpunkte der wissenschaftlichen Laufbahn durch den Tod abberufen zu werden — ein Fall, der sich in den ersten vier Jahrhunderten der Leipziger Universitätsgeschichte nur sechsmal ereignet hat. Preibisius war in demselben Jahre, wo sein hochverdienter Landsmann Georg Weinrich die ehrenreiche Laufbahn beschloß, an das Große Fürstenkollegium berufen worden und hatte 1619 auch ein Kollegiat am Kleinen Fürstenkollegium übernommen. Darüber gab es große Erregung auf den Lehrstühlen des erstgenannten Kollegiums, die ja immer in höherer Wertung gestanden hatten und deren Inhaber nun in dieser „Personalunion“ eine Herabwürdigung ihres Ansehens suchten; vielleicht mochten die alten Herren dem jungen Amtsgenossen auch die doppelten Einkünfte nicht recht gönnen: genug, zum zweitenmal traf just einen Schlesier der eigenartige Fall, aus einer Kollegiatur des Großen Fürstenkollegiums entsetzt und, wie weiland Magister Weigel schließlich als einer der Collegiatorum tornatiliū einen Notunter schlupf fand, in die niedrigere Ordnung eines Lehramtes am Kleinen Fürstenkollegium versetzt zu werden. Also eine Art „Strafprofessur“ und wohl ihr erstes Beispiel in der deutschen Universitätsgeschichte! Nur das Einkommen wurde ihm aus dem höheren Lehramt noch auf einige Jahre in Gnaden belassen. Aber daß Preibisius trotzdem die Schätzung der gestrengen Herren auch vom Großen Fürstenkollegium sich wiederzugewinnen verstanden hat, beweist seine nachmalige Wahl zum Oberhaupt des akademischen Gemeinwesens; in hohen Jahren wurden ihm noch die fürstlichen Ehren der Würde zuteil, und als er im Jahre seines Rektorats 1651 die Zeitlichkeit segnete, trug die Universität Leipzig die Leiche mit dem Pomp und den Feierlichkeiten zu Grabe, die fast königlichem Glanze gleichkamen. Da klang vier Wochen lang von der

Universitätskirche täglich das Trauergeläute, und die Kirchenglocken sämtlicher der Universität zugehörigen Dörfer trugen die feierlichen Klänge weit in das Land hinaus; die Bauernschaften aber legten schwarze Gewandung an und zogen der Stadt zu, um im Leichenzuge mitzugehn. Unter den Toren war großes Gedränge; von den benachbarten Universitäten hielten die Gesandtschaften ihren Einzug, die Stifte Zeitz, Merseburg, Meißen hatten Vertretungen entsandt, der kurfürstliche Hof zu Dresden und die thüringischen Fürstentümer ließen durch hohe Würdenträger ihr Beileid bezeugen. Marschälle der Universität geleiteten die Trauergäste an den Sarg, in dem feierlich aufgebahrt die Leiche des Verbliebenen zur Schau lag, eingehüllt in den roten Samt des goldgestickten, hermelinverbrämten Rektormantels, das Haupt mit dem Rektorbute bedeckt. Flimmernde Wachskerzen warfen ihr bleiches Licht auf den Toten; Studenten hielten die Leichenwacht in langen schwarzen Mänteln; in gleicher Gewandung erschien die Professorenschaft das ganze Trauerjahr hindurch bei allen öffentlichen Gelegenheiten. Zu Füßen des Sarges hob sich das Wappen des Verstorbenen, umgeben von den Insignien der vier Nationen und Fakultäten, zu Häupten das Wappen der Universität. Und noch feierlicher, noch glanzvoller vollzog sich die Aufbahrung in der Paulinerkirche: Leuchter von schwerem Silber hielten die mächtigen Wachlichter; silberne Kreuze leuchteten vom schwarz ausgeschlagenen Hintergrunde; vom Deckengewölbe schwebten Engel hernieder, einleuchtender Stern warf seine Strahlen auf die beiden Szepter herab, die jetzt mit Rektormantel und Hut auf einem Rissen ob dem Sarge lagen. Unendlich war das Trauergesolge — Ratskollegium und Predigerschaft, Schulen und Gewerke schritten mit Professoren und Studentenschaft und den Gemeinden der Universitätsdörfer dem von sechs Pferden gezogenen Leichenwagen nach; in Kutschen folgten die fürstlichen Gesandtschaften, Trauermarschälle zur Seite. So ward auf fremder Erde Schlesiens Sohn im Tode königlich geehrt.

An die Schwelle der neuen Zeit haben wir die Geschichte der Universität Leipzig geleitet. Reiche Saat haben dreieinhalb Jahrhunderte aus ihr nach Schlesien getragen und die Frucht der ehrwürdigen Jubilarin vielfältig zurückgegeben. Daran zu erinnern war der Zweck dieser Zeilen: nächst Sachsen darf unsre Heimat mit stolzer Genugtuung, freudigem Danke an dem Leipziger Jubelfeste Anteil nehmen.





Die Schlesische Spiegelglasmanufaktur
von E. Thielsch in Altwasser

Die schlesische Glasindustrie nach ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Stande

Von F. Heider in Weißwasser O./L.

Die Geschichte der Glaserzeugung im heutigen Schlesien reicht bis tief ins Mittelalter, vielleicht bis in die Zeit der Kreuzzüge. In den weit ausgedehnten Gebirgsforsten am Nordabhange der Sudeten, in den waldreichen Gebieten des südlichen Oberschlesien und in den Kiefernhaiden der Oberlausitz entstanden frühzeitig überall dort, wo die Landschaft neben dem erforderlichen Holze Lager von reinem Quarzsande darbietet, zahlreiche „Hütten“, anfangs durchweg von primitivster Bauart, meist nur von Stangen getragene Schutzdächer darstellend, unter denen an einem Schmelzofen einige Arbeiter unreines, wenig durchsichtiges „Waldglas“ herstellten. Einer solchen, im heutigen Schreiberhau gelegenen Hütte einfacher Art wird schon im Jahre 1360 urkundlich Erwähnung getan, wie überhaupt die wald- und quarzreichen

Talgründe des Bobers und seiner Quellflüsse die ältesten Sitze der schlesischen Glasindustrie darstellen. Diesen im Hirschberger Tal begründeten Hütten reihen sich im Laufe des 15., 16. und 17. Jahrhunderts in der Grafschaft Glatz einzelne Betriebe an. Auch die in manchen Teilen Schlesiens mehrfach vorkommenden Ortsnamen Gläserndorf, Gläserndorf, Glashütte, Glaserberg u. a. weisen unverkennbar auf die frühen Anfänge der schlesischen Glasindustrie hin.

Bis zum Jahre 1740 ging die Entfaltung der schlesischen Glasfabrikation auf der Grundlage natürlicher und politischer Verhältnisse in nahezu gleichem Schritte mit der der benachbarten böhmischen Gebiete vor sich; aber die mit der friedericianischen Zeit einsetzende Loslösung Schlesiens von Oesterreich

lähmte trotz des regen Interesses, welches der neue Landesherr ihr entgegenbrachte, ihre Fortentwicklung. Dem Ziele Friedrichs des Großen, die schlesische Glasindustrie mit derjenigen Böhmens auf gleicher Höhe zu erhalten, entsprachen leider nicht die von der Regierung ins Werk gesetzten Maßnahmen. Die Absperrung der neuerworbenen Provinz gegen die böhmische Glaseinfuhr einerseits und die den märkischen Glashüttenbetrieben gewährten Privilegien andererseits hemmten die Produktion statt sie zu fördern. Mehrere der an dem Nordabfall der Sudeten gelegenen Hütten stellten den Betrieb ein. Nur wenige, wie beispielsweise die bald nach dem 30jährigen Kriege in Wiesau, Kr. Sagan, erbaute Hütte und die noch ältere zu Schreiberhau hielten sich auf der bewährten Höhe ihrer Produktion. Wohl entstanden auf Friedrichs II. Anregung in den Waldgebieten Oberschlesiens und in der Grafschaft Glatz einige neue Hütten, wie die zu Muraw, Kr. Oppeln, Brziniß Kr. Lublinitz, Mariensfeld, Kr. Rosenbergr, Seitenberg, Kr. Gabelschwerdt, und Friedrichsgrund, Kr. Glatz; aber der erstrebte Aufschwung trat erst dann ein, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch königliches Edikt schlesisches Glas ohne Einschränkung in allen preussischen Provinzen zugelassen wurde.

Die zahlenmäßige Weiterentwicklung der schlesischen Betriebe während des nun folgenden 19. Jahrhunderts bis zu ihrem gegenwärtigen Bestande ergibt sich aus folgenden Zusammenstellungen:

A. Zahl der Hütten und Arbeiter.

Jahr	Reg.-Bez. Oppeln	Reg.-Bez. Breslau	Reg.-Bez. Liegnitz	Summe der	
				Hütten	Arbeiter
1837	13	5	7	25	260
1843	12	6	11	29	300
1890	11	9	36	56	6024
1907	7	8	49	64	14825

B. Umfang der Betriebe am Ende des Jahres 1908.

Reg.-Bez.	Hütten	Öfen	Zahl der		Gesamtzahl der Arbeiter
			Häfen	Wannen	
Oppeln	7	14	139	4	1200
Breslau	8	21	194	5	2490
Liegnitz	49	111	1190	10	11135
Summe	64	146	1523	19	14825

Die vorstehenden Zusammenstellungen bieten ein lehrreiches Bild. Zunächst zeigen sie aufs deutlichste, daß während des ganzen verfloffenen Jahrhunderts in den Regierungsbezirken

Oppeln und Breslau die Erweiterung der Betriebe sich eigentlich nur auf die Zahl der Arbeiter erstreckt und daß in bezug auf die Vermehrung der Hütten eher ein Rückgang zu verzeichnen ist. Sämtliche Betriebe Oberschlesiens, mit Ausnahme eines solchen in Königshütte, sowie diejenigen Mittelschlesiens, mit Ausnahme einer Hütte in Rückers, sind älteren Ursprungs oder doch mindestens schon vor 1870 entstanden.

Der gewaltige Aufschwung, den die schlesische Glasindustrie im Regierungsbezirk Liegnitz innerhalb der drei letztverfloffenen Jahrzehnte genommen hat, erstreckt sich im wesentlichen auf die im Westen an die Provinz Brandenburg stoßenden Gebiete, auf jene Flachlandschaft, welche nicht allein den zur Glasbereitung unentbehrlichen feinen Quarzsand, sondern gleichzeitig auch Holz und Braunkohlen zum Schmelzen der Rohmaterialien in Fülle liefert.

Von den 49 Glashütten Niederschlesiens entfallen allein auf die Kreise Rothenburg 19, Görlitz 13, Sagan 6 und Hoyerswerda 5 Hütten, und es stehen die beiden oberlausitzischen Kreise Rothenburg und Görlitz nach Zahl und Umfang der Betriebe gegenwärtig an der Spitze der gesamten schlesischen Glasindustrie. Als die beiden bedeutendsten Glashüttenorte ganz Schlesiens müssen Weißwasser im Kreise Rothenburg (mit 11 großen Hütten und etwa 3000 Arbeitern bei etwa 11000 Einwohnern) und Penzig, Kr. Görlitz (mit 7 Hütten und 2100 Arbeitern bei 7000 Einwohnern) bezeichnet werden.

In bezug auf die Fülle und Vielseitigkeit ihrer Erzeugnisse darf sich die schlesische Glasindustrie unserer Tage nicht nur eines quantitativen, sondern vor allem auch eines qualitativen Fortschritts rühmen. Mit Ausnahme gewisser Fabrikate, wie z. B. Christbaum-schmuck, Perlen und Knöpfe, künstliche Augen, Hutnadeln, Broschen, Glasbuchstaben und Mosaiken, welche von altersher zumeist aus den böhmischen, bayrischen und thüringischen Hütten auf den Markt gelangen, produzieren die schlesischen Werke alle nur erdenklichen Artikel sowohl für den täglichen Gebrauch, als auch für die Ansprüche des Luxus und des Kunstgewerbes. Weiße und farbige Hohlglaswaren, wie Flaschen, Becher, Zylinder, Röhren, allerhand Gläser für medizinische, pharmazeutische, elektrotechnische und physikalische Zwecke, Konservenebehälter, Trinkgarnituren, Toilettenservices und andere Wirtschaftsgläser, Laternenmäntel, Vasen und allerlei Geschenkartikel zum Verkaufe in Badeorten und Touristenplätzen, sowie ungezählte andere Erzeugnisse gehen aus den Hütten der Provinz in alle Teile des In- und Auslands.

Ganz bedeutend ist die Zahl derjenigen Betriebe, welche hauptsächlich Artikel für die Zwecke der Beleuchtung durch Petroleum, Gas und elektrisches Licht, wie Schirme, Bassins, Schalen, Kolben, Bogenlampenkugeln und Akkumulatorkästen, fabrizieren; diesem Zweige der Glasbereitung widmet sich in erster Linie die Mehrzahl der Lausitzer Hütten, namentlich in Penzig und Weißwasser.

Etwa 17 schlesische Hütten, von denen allein 12 Niederschlesien angehören, stellen Tafelglas her. Unter den verschiedenen Arten derselben verdienen das Ornament- und das Cathedral-

den Spiegelglas produzierenden Betrieben steht die Spiegelmanufaktur von Carl Tielsch in Oberfalzbrunn obenan.

Außerordentlich groß ist die Zahl derjenigen Werkstätten, in welchen die Veredelung der Rohfabrikate vor sich geht. Diese Betriebe stellen entweder Teile derjenigen Hütten dar, deren Erzeugnisse sie dekorieren, oder sie sind selbständige, vielfach nicht am Hüttenorte gelegene Unternehmungen, im letzteren Falle besonders dann, wenn sie höheren Stufen der Glasveredelung dienen.

Jeder schlesische Glashüttenort besitzt außer



Inneres einer Glashütte
(Weißwasser O./L.)
Schmelzöfen im Betriebe

glas, welches in allen möglichen Dessins und Farben gefertigt wird, deshalb besondere Erwähnung, weil die Nachfrage nach diesen und ähnlichen Glasarten in den letztverflohenen Jahren sich außerordentlich gehoben hat.

Nur wenige Hütten Schlesiens beschränken sich ausschließlich auf die Erzeugung von Massenartikeln für den Tagesbedarf; die meisten gewähren in steigendem Maße auch kunstgewerblichen Bestrebungen Raum. Inbezug auf Kunstgläser dürfte auch heute noch der Graflich Schaffgotsch'schen Josephinenhütte in Schreiberhau und der Friz Hecker'schen Fabrik in Petersdorf i. R. unter allen schlesischen Hütten der Vorrang gebühren. Unter

mehreren Schleifereien in der Regel auch einzelne Werkstätten für die Zwecke der Glasverfeinerung. Solche gewöhnlich als Raffinerien oder Glasmanufakturen bezeichnete Arbeitsstätten befinden sich vielfach aber auch in schlesischen Dörfern und Städten, welche nicht Sitz einer Hütte sind. Groß ist die Zahl solcher Manufakturen in einzelnen Talldörfern des Hirschberger Kreises und der Grafschaft Glatz. So besitzt Hermsdorf u. R. zur Zeit zwei größere derartige Betriebe, der eine mit nahezu 100 Arbeitern; auch in Breslau, Görlitz, Gleiwitz und anderen schlesischen Städten bestehen stark beschäftigte Manufakturen.



Hafenstube einer Glashütte
(Weißwasser O./L.)

Die Veredelung des Glases besteht entweder in einer substanzwegnehmenden oder in einer substanzauflegenden Bearbeitung desselben. Jene erfolgt im wesentlichen durch Schleifen, Schneiden, Gravieren, (mit der Diamantspitze), Guillochieren (Aetzen mit Flußsäure), Damaszierern (Verzierung mit Glasplittern) und Sandblasen, diese hauptsächlich durch Malen und Vergolden.

Im Gegensatz zu Nordböhmen, Thüringen und anderen Landschaften, in denen die Glasfabrikation zum größeren Teile Hausindustrie ist, erfolgt in Schlesien die Herstellung und Veredelung des Glases fast ausnahmslos in den Hütten selbst oder doch in unmittelbarer Verbindung mit diesen. Nur in vereinzelten Orten des schlesischen Anteils der Sudeten, wie beispielsweise in Crommenau bei Altkemnitz und in Gläserdorf bei Rückers, vollzieht sich die Verfeinerung des Glases in kleinen und kleinsten Betrieben auch als Heimarbeit.

Der Umstand, daß sich in Schlesien noch heute die Glashütten vielfach an Wald und Heide anlehnen, weist auf das Abhängigkeitsverhältnis hin, in welchem sie zu der Natur der Landschaft stehen, der sie angehören. Diese Abhängigkeit von der Scholle hat sich infolge der vermehrten und verbesserten Verkehrswege und aus anderen Gründen zwar vermindert, aber sie spielt doch noch immer eine nicht unbedeutende Rolle. Je rascher und bequemer die zur Glasbereitung erforderlichen Rohstoffe zu erreichen sind, desto wohlfeiler gestaltet sich die Produktion, und daher ist die Hauptursache der frühzeitigen und gedeihlichen Ent-

wickelung der schlesischen Glasindustrie darin zu suchen, daß das Land selbst nicht allein die unentbehrlichsten Rohmaterialien, sondern auch die Mittel zu ihrer Verarbeitung jederzeit gewährt hat und auf unabsehbare Zeit auch immer bieten wird.

Zur Bereitung der flüssigen Glasmasse sind vor allem große Mengen von Mineralien, welche viel Kieselsäure enthalten, erforderlich. Unter diesen Mineralien hat sich bislang reiner Quarzsand als die geeignetste Form erwiesen. In der letzten Hälfte des 18. und während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verarbeitete man auf den schlesischen Hütten fast ausschließlich die Erträge der reichen Sandlager von Reibnitz, Spiller und Neukemnitz im Riesengebirge, von der Weißen Steinrücke (Flins) im Isergebirge, von Grenzendorf bei Reinerz, sowie die einzelner Gruben in Oberschlesien und der Oberlausitz. Gegenwärtig liefern die mit Dampfbetrieb und Geleisanschlüssen ausgestatteten Lager von Hofena und Hohenbocke im Kreise Hoyerswerda, Wiesau, Kr. Sagan und Gleiwitz fast eisenfreien Kristall-Quarzsand in vorzüglicher Reinheit (96—99% reine Kieselsäure bei kaum 0,05% Eisenoxyd) in unerschöpflicher Menge. Aus diesen Gruben erfolgt der Versand an fast alle Hütten der Provinz und über deren Grenzen hinaus. Nachdem er gewaschen, geschlämmt und geglüht ist, bildet er mit Soda, Pottasche, Kalk und gewissen Oxyden unter Beifügung zufälliger, meist färbender oder entfärbender Substanzen (Braunstein, Kobalt, Knochenasche, Eisen, Silber usw.) eine vorzügliche Schmelzmasse. Den



Glaschleiferei
(Altwasser)

als Schleifmittel unentbehrlichen gröberen Sand liefern die ausgedehnten Gruben, welche sich in unmittelbarer Nähe fast aller schlesischen Glashüttenorte befinden.

Feuerfesten, andauernder Weißglut und chemischen Einwirkungen schmelzender Alkalien widerstehenden Ton zu den großen Schmelzgefäßen (Häfen und Wannen) liefert in Schlesien nur das Lager von Saarau bei Königszelt, so daß der größte Teil des Bedarfs aus Bayern, Hessen-Nassau und dem Königreiche Sachsen herbeigeht werden muß.

Zum Schmelzen der zur Glasbereitung dienenden Stoffe bedarf es außerordentlich hoher Temperaturen (bis 1800° C.). Zu ihrer Erzeugung liefern Schlesiens Kohlengruben und Wälder reiches Brennmaterial. Öfen mit direkter Holz- oder Kohlenfeuerung sind in Schlesien kaum noch in Gebrauch. Fast durchweg bedienen sich jetzt die schlesischen Glashütten der sogenannten indirekten Heizung, welche darin besteht, daß durch Erhitzung unter

beschränktem Luftzutritt eine unvollständige Verbrennung des Materials (Holz, Braunkohle, Briketts, Steinkohle), also eine Vergasung erzielt wird. Die so gewonnenen Gase werden gereinigt und geradeswegs in den Schmelzraum geleitet. Diese indirekte Heizung, die auf den meisten schlesischen Hütten durch Siemens'sche Regenerativ-Öfen erfolgt, hat in der Glasfabrikation geradezu eine neue Ära eingeleitet, insofern mit ihrer Hilfe die Glaserzeugung nicht mehr in gleichem Maße wie früher durchaus an bestimmte Örtlichkeiten gebunden ist.

Nicht in letzter Linie haben auch die direkten Anschlüsse fast sämtlicher Glashütten Schlesiens an die großen Verkehrsadern der Provinz und des Reiches, sowie die in allen Haupthandelsplätzen des gesamten In- und Auslandes unterhaltenen Musterlager dazu beigetragen, den Erzeugnissen der schlesischen Glasfabrikation neue Absatzgebiete zu erschließen und ihnen auf dem Weltmarkte den hervorragenden Platz zu verschaffen, der ihnen mit gutem Recht gebührt.

Anarta cordigera

Ein Naturdenkmal

Von H. Marschner in Hirschberg

Mit großem Bedauern hatte ich bei meinem Scheiden aus der „Sörlitzer Heide“ das Vorkommen eines in ganz Deutschland sehr selten vorkommenden Schmetterlings vor Augen. Es ist dies ein sehr kleines, aber schönes Falter-

chen, welches zu seiner Entwicklung ganz besondere Bedingungen erfordert, die ihm bei künstlicher Zucht nicht geboten werden können. Das Vorkommen dieses Tierchens erstreckt sich in Deutschland nur auf den Harz und Schlesien.

Sonst findet man es noch in Labrador und Finnland. Es gehört zu den wenigen Eulen, welche nur bei Tage fliegen, weshalb die ganze Familie *Anarta* (*avávos*, nicht übereinstimmend) und das hier bezügliche Tier *cordigera* (*cor*=Herz *gero*=führe, trage) wegen der Nierenmakel benannt worden ist. Deutsch würde man das Tierchen „Sumpfheidelbeer-Eule“ benennen, weil die Raupe nur auf der Sumpfheidelbeere (*Vaccinium uliginosum*) vorkommt, und der weibliche Schmetterling an die Stengel und Blätter dieser Pflanze seine Eier ablegt. Man findet das Tierchen nur an ganz alten Stauden, die auf moorigen Stellen wuchern, und die auch zugleich als Sammelplatz des sehr flinken und lebhaften Schmetterlings dienen. In der Görlicher Heide dürfte das Tierchen nicht mehr vorzufinden sein, weil die Forstverwaltung auf dem Flugorte, einer moorigen Wiese unweit des Bahnhofes Rohlfurt, die Futterpflanzen vernichten ließ, um die Wiese nutzbarer und ertragreicher zu gestalten. Mein Bestreben ging nun dahin, eine neue Flugstelle von *Anarta cordigera* in Schlesien ausfindig zu machen.

Überall bemühte ich mich, nach dem Vorkommen von *Vaccinium uliginosum* zu fahnden, was ja hier im Riesengebirge keine Schwierigkeit bietet, da schwache Pflänzchen auf dem Ramme oft keine Seltenheiten sind. Die geeigneteste Stelle, welche ein Vorkommen von *Anarta cordigera* vermuten ließ, fand ich jedoch in der Schreiberhauer Gegend.

An einem schönen, der ersten Junitage brachte mich der Frühzug der Bahn Hirschberg—Grünthal wohlbehalten nach der Station Karlsthal. Ich lenkte meine Schritte nach dem nahen Pferdelloche, einem Moorbruch, dem der Moor zur Bereitung der sehr begehrten Moorbäder in Bad Warmbrunn entnommen wird.

Obwohl der Morgen frisch, war die Temperatur unterdessen eine angenehmere geworden, was zur Folge hatte, daß es überall zu leben und sich zu regen begann. Ein überwintertes Citronenfalter (*Gonepteryx rhamni*) umkreiste bereits die hier an einer einzigen Stelle angepflanzten Zwergkiefern (*Pinus pumilio*). Sein pendelnder Flug ließ sein Wohlbehagen erkennen. Meine sehr begehrte Pflanze, die Sumpfheidelbeere, — im Volks-

mundede Trunkel- oder auch Rauschbeere genannt, — hatte ich erreicht. Bei Berührung der Zweige entflohen diesen mehrere Kleinschmetterlinge (*Micros*), jedoch von dem Einsiedler ließ keiner sich blicken; auch darf man sich die Fangmethode nicht allzu leicht vorstellen. Da gibt es kein Jagen und Springen, sondern nur bei Anwendung der größten Vorsicht kann man auf Erfolg rechnen. Ich suchte alle sich anbietenden Gelegenheiten auch auszunützen. Jeder Kiefern-zweig, jede Beerenstaude und jeder Pfahl und Grashalm wurde vorsichtig abgesehen. Meine Mühe, Vorsicht und Aufmerksamkeit fand auch Belohnung, indem ich im Beeren-gbüsch einen eben geschlüpften Falter entdeckte; seine Nierenmakel hatten ihn leider verraten. Hier galt kein Zögern, sondern mit der größten Geschwindigkeit wanderte diese Seltenheit in das Giftglas, wo ihn die betäubenden Dünste des sehr starken Giftes zu einem Nimmererwachen einschlummern ließen. Es dauerte aber nicht lange, so sah ich noch weitere Exemplare über Beerensträuchern schwirren; doch die Tierchen waren infolge der inzwischen eingetretenen Hitze zu lebhaft, so daß ein Fangen mit dem Netze aussichtslos erschien. Von einem Kiefernästchen entnahm ich noch einen Vetter unserer Seltenheit, einen *Anarta myrtili* d. i. eine kleine Eule, deren Lebensgeschichte sich an Blaubeere (*Vaccinium myrtillus*) abspielt. Inzwischen wanderten noch mehrere Kleinschmetterlinge und andere Eulen in mein Giftglas. Da mein Ziel aber noch weiter gesetzt, und die Mittagszeit bereits überschritten war, mußte ich die mir so interessante Fundstätte verlassen.

Die Größe des Falterchens beträgt 25 mm. Die kurzen, breiten Vorderflügel sind an ihrer Spitze rechtwinkelig abgestumpft. Das Mittelfeld derselben ist schwarz, manchmal mit aschgrau heller Mittelbinde versehen. In der Mittelbinde befindet sich je ein weißer, oft auch gelber Nierensfleck; von diesem bis zur Wurzel sind die Flügel schwarz. Die Hinterflügel sind gelb und abgerundet, und längs des Randes zieht sich ein 2 mm breiter schwarzer Saum entlang.

Obwohl das palaearctische Faunengebiet 14 Vertreter der Gattung *Anarta* aufzuweisen hat, entfallen auf Schlesien nur die beiden genannten Species.



Anarta cordigera
Sumpfheidelbeer-Eule